Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Visual Library

Tischler Frank.

Erzählung von Wilhelm Schäfer.

Handwerk hat zwar goldenen Boden, aber auch ein gläsernes Dach, und wer zu hohe Leitern aufstellt, kommt in die Scherben. So lange der alte Frank am Hobeln blieb, sagten die Leute zwar Meister zu ihm statt Herr, aber wenn er Samstag Abends die letzten Späne von der Schürze klopfte und den Gesellen ihren Lohn in die Hände zählte, dann blieb noch immer soviel Geld im Lederbeutel, als zu einer neuen Nummer im Sparkassenbuch nötig war. Jedoch an einem Sonntag Morgen sechs Wochen vor Weihnachten kam sein fröhlicher Johannes zu ihm in die Stube, warf die Handschuhe und den grauen Filzhut auf den Stuhl und zählte hundert blanke Goldstücke auf den Tisch. „Siehst du, Vater," sagte er und drehte ihm einen Korkzieher aus dem grauen Knebelbart, „das alles zahlt mir der Seidenkaufmann Siegfried Heppenheimer, weil ich einen blonden Vollbart und gute Fingernägel und solche Augen und eine sanfte Stimme habe, daß die Damen Muster bei mir kaufen, die schon seit einem Vierteljahr aus der Mode sind. Warum soll der Fettbauch den Nutzen von mir haben und warum sollst du am Leimtopf sterben? Wir streichen dieses Haus blau an wie einen modernen Küchenschrank, und rund herum soll stehen in goldener Schrift: »Möbelfabrik von Georg Frank.« Ich bin Verkäufer, du führst das Kontor. Geld haben wir genug. Und was uns fehlt, das nimmst du als Hypothek aufs Haus."

Der alte Frank war stolz auf seinen Johannes. Er sah ihn über die Zeitung weg bewundernd an, wie er mit schön geschwungenen Händen dastand und die Worte wie Wasserperlen um sich warf, setzte schließlich die Brille ab und klopfte, sie zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, vorsichtig auf den Tisch und fragte fast schalkhaft: „Sag 'mal, Johannes, wie kommst du zu dem Zeug?"

Dann gab es freilich hitzigere Darlegungen und auch Bedenken, kopfschüttelnde trotzige Bedenken, auch gingen viele Tage hin mit zerstreuter Arbeit, mit raschen Gängen und nachdenklich gefalteten Stirnen. Aber genau am letzten Samstag vor Weihnachten funkelten die neuen Buchstaben über den Fenstern, und vor den Scheiben drängten sich die Leute und sahen neugierig, verwundert, sehnsüchtig das blaugraue Zimmer dahinter mit den zerstreut gestellten gelben Möbeln und den feingerahmten Steindrucken an der blaugrauen Tapete.

Der alte Frank war aus Mainz und verstand sich auf die Holzbehandlung. So ein Möbel von ihm hatte den Leim sozusagen in den Knochen statt nur so in den Fugen. Und weil es auch heut noch Leute gibt, denen ein Stück ehrlicher Händearbeit lieber ist als ein Maschinenmöbel — wie so ein Tischblatt ineinandergefügt ist, man sieht ordentlich die lustige Werkstatt noch daraus, die Hängelampe an der Wand und das rote Gesicht des Meisters —, darum hatte Frank überall in den vornehmen Häusern der Stadt gute Kundschaft, und sein Handwerk hätte ihm den goldenen Boden gehalten. Und nichts als sein allzeit fröhlicher Johannes, dem er sein Leben herrlich machen wollte nach seinem Willen, nichts anderes hätte ihn aus der Werkstatt mit all den lieben Ecken und wohlbekannten Rissen im Kalk der Wände, die wie komische Personen ihre Drolligkeiten hatten, hinausgebracht in das gelblackierte Kontor mit den Messingleuchtern und den grünen Seidenvorhängen an Fenstern und Regalen.

Da sitzt er nun in einer sammetnen Hausjacke, die ihm Johannes gekauft hat, und im ungestärkten

Der alte Frank war stolz auf seinen Johannes.

Leinenkragen. „Du brauchst keine Kalkleiste umzutun als alter Mann," sagt sein Sohn, „und es ist auch stilvoller für dich." Aber er fühlt sich unbehaglich mit zwei Arbeitshänden, die er in all dem Stil nicht recht zu lassen weiß. Da sind Briefbogen mit blaugedruckten Köpfen, da steht eine messingblanke

Briefwage, Federhalter, Falzbeine, Lineale und Löscher, an nichts hat es Johannes fehlen lassen. Da sind dicke Bücher, die er führen soll und in denen nie eine Zahl stände, wenn Johannes nicht Abends stundenlang dabei säße.

So geht er wohl das Treppchen hinunter in den Laden, sieht seinen Jungen umhergehen im schwarzen langen Rock mit grauer Krawatte. Hier klebt er noch ein Preiszettelchen an und dort stellt er einen Stuhl zurecht. Es sieht alles unsäglich vornehm aus mit den grauen Seidenstoffen und den holzfarbenen Möbeln, und seine eigenen Schränke, die er noch zuletzt nach Zeichnungen gemacht hat, stehen fast zu schwerfällig hinter den dünnbeinigen Tischen. Wenn Kunden kommen, geht er schnell hinaus wie einer, der nur aus Vorwitz eingedrungen ist. Dann sitzt er an dem leeren Schreibtisch und horcht, wie sein Johannes spricht; manchmal schiebt er auch das grüne Seidengardinchen weg und lugt hinunter durch die Scheibe. Da sieht er verschleierte Damen und Herren mit Handschuhen, die hierhin und dorthin blicken, aber nie ein Möbelstück herzhaft anfassen. Wenn nur einer herginge zu seinen Schränken und ein Schubfach aufzöge, damit er sähe, wie so etwas anders läuft als in den klapprigen Fabrikmöbeln. Die Menschen kommen ihm so zimperlich vor, so verlogen. Wenn sie dann noch fortgehen, ohne daß Johannes sein Notizbuch vorgezogen hat, möchte er mit der Faust in die Scheiben schlagen. Und es geschieht sehr oft und sogar meist, daß sie wieder fortgehen. Ist es, weil sein blondbärtiger Johannes wohl mit Damen, aber nicht mit Herren umzugehen versteht? Die wenden sich am ersten ab, wenn er mit den Damen im fröhlichsten Gespräch ist. Und wo bleiben seine guten Kunden aus der Königsstraße, die ihn so oft mit Aufträgen drängten und ihn ihren lieben Meister Frank nannten und ihm Wein und Cigarren boten, wenn er mit dem Zollstock in der Hand auf ihren Teppichen stand?

Und als es schon ins Frühjahr geht und wohl dann und wann ein Stück, auch einigemal eine kleine Einrichtung verkauft wird, aber kein rechtes Geschäft sich zeigen will, so daß auch Johannes, der anfangs wie ein siegender General war, sich manchmal ertappen läßt, wie er nachdenklich in eine Ecke starrt, da zieht er eines Morgens nach einer schlaflosen Nacht nicht die sammetne Hausjacke, sondern seinen altmodischen Handwerkerrock an.

„Wohin willst du?“ fragte Johannes, der ihm im Torweg begegnet.

„Es war mir heut Nacht so beengt ums Atmen, ich werde ein bißchen auf den Berg müssen,“ sagte er schalthaft, weil er sieht, daß dem Sohn ein Mißtrauen übers Gesicht läuft. Und weil er nicht gern etwas sagt, was er nachher nicht hält, geht er zunächst auch wirklich aus der Stadt hinaus auf den Berg, und oben auf der Bank, wo unter ihm die letzten Dächer sind und gleich hinter ihm der Wald anfängt, sitzt er ein Weilchen und hat seine wunderlichen und bangen Gedanken über die moderne Welt, in der er, der Tischler Frank, an einem gewöhnlichen Donnerstag hier sitzt, als ob es Sonntag wäre. Als dann erst links an der lutherischen, dann ganz im Tal an der reformierten und endlich geradeaus an der Herzjesukirche die Uhren schlagen, da steht er seufzend auf und beginnt seinen sonderbaren Gang.

Da unten längshin im Tal, wo jetzt nur ein brauner Strich zwischen den nebeligen Dächern ist, wo aber im Sommer sich die grüne Allee hinzieht wie eine lange Raupe, da wohnen in Häusern mit Veranden und breiten Treppen die Leute, die in dieser Stadt das Geld haben, und bei manchen ist er seit mehr als zwanzig Jahren gut bekannt.

Er klingelt nicht vorn, geht um das Haus herum in den Hof, wo die Kutscher mit Eimern stehen und den Pferden die Hufe waschen, oder wo die Mädchen sich kichernd mit Korkpfropfen werfen. Aber gleich im ersten Hof hat er kein Glück. Ein freches Ding aus Berlin nimmt ihn dazwischen, klatscht in die Hände und

Oben auf der Bank sitzt er ein Weilchen.

fängt an zu lachen: „Ach Jotte nich, der Meester Frank! Wat wollen Se denn hier in en Jesindehoff. Ick denk', Se sind Fabrikante, da müssen Se vorn jehn mang die Herrschaften!“

Und Frank, der sonst dem vorlauten Geschöpf eins auf den Mund geklappt hätte, der aber durch den ungewohnten Gang und durch die vielen Ermahnungen seines Sohnes, die er sich täglich holt, ganz konfus ist, geht an die Tür der Herrschaften. Da wird er noch einmal genarrt mit einer Visitenkarte, die er doch nicht hat, und geht traurig fort.

Beim zweiten Haus steht die junge Frau, die schon als Kind von ihm eine Puppenstube bekam, gerade in der Tür und knöpft ihre Handschuhe zu. „Nun, Meister Frank,“ sagt sie freundlich, hebt das rauschende graue Kleid auf, kommt die Treppe herunter und gibt ihm die Hand. Und er hält sie fest und sagt ihr, während ihm vor solcher Freundlichkeit die Augen heiß werden, daß sein Sohn oder eigentlich er nun das Geschäft habe und daß sie bei Bedarf vorkommen möchte mit ihrem Mann. „Ach so, richtig!“ sagt sie da und rafft ihre Schleppe wieder hoch. „Richtig, Sie sind ja jetzt“ — sie lächelt ein wenig und zieht ihre feinen Nasenflügel spöttisch ein — „Fabrikant. Ja natürlich, da müssen wir 'mal einsprechen.“ Und

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

sie geht mit einer wirklichen Verbeugung an ihm vorbei durchs Gittertor hinaus, und er weiß genau, daß sie niemals kommen wird.

So verliert er den Mut in diesen stolzen Häusern der Königsstraße und geht in die enge Stadt zurück, wo der von seinen alten Kunden wohnt, den er sicher treffen kann, weil er für jeden und auch für ihn in der Rechtsanwaltsstube sitzt. Er ist zwar nicht reich zu großen Aufträgen, aber er hat immer ein paar kluge Worte, die manchmal auch Geld wert sind. Die Wartestube ist leer und er darf gleich zu ihm hinein.

Erst schreibt der kleine Mann noch ein paar Minuten, während er ihm ohne aufzusehen mit der Linken einen Platz anweist. Dann kritzelt er ein paarmal furchtbar — es ist wohl sein Namenszug —, wirft die Feder hin, scheuert mit den runden Händen rasch über die blanke Stirn und dreht sich zu ihm hin: „Also, Meister Frank, irgendwer will nicht bezahlen, hat erst auf die Möbel geschimpft, hat sie dreimal umarbeiten und zweimal lackieren lassen, und nun fehlt ihm das lose Geld. Sollen wir schon kriegen, wenn er nur festes hat."

„Nein," sagt Frank, der wieder menschlichen Mut bekommt, und setzt seinen Hut neben sich auf die Erde, „so geht der Hobel heut nicht," und legt dem rotbäckigen Mann, der gerade Zeit hat und ihn ruhig durch die Brille ansieht, während er die gefalteten Hände auf sein Bäuchlein gelegt hat und zeitweilig mit den aneinandergestemmten Daumen darauf trommelt, die Geschichte auseinander und sagt ihm auch, wie's ihm soeben in der Königsstraße ergangen ist.

„Ja, Meister Frank," sagt der Rechtsanwalt und beginnt eifriger zu trommeln, „was mich angeht, so ist mir hier das unpraktische Plüschgeröll," er zeigte über das Sofa und die dicken Vorhänge, „längst zu muffig. Ich muß ein helles amerikanisches Bureau haben. Die einzig praktischen Menschen der Welt, dieser Auswurf des altersschwachen Europa da drüben, diese Kerle ohne Tradition! Also ein ganzes Bureau in hellem Eichenholz, amerikanisch."

„Da können Sie mein eigenes kriegen," sagt Frank und weiß gar nicht, woher ihm der Gedanke so auf einmal in den Mund fällt.

„Schon," sagt der kluge Mann, der ihn noch eine Weile durch die Brille ansieht, und muß lachen, so herzlich, daß Frank mitlacht wie in alten Tagen. „Wenn das nur nicht einreißt, Meister Frank. Was übrigens das erhabene Hühnervolk in der Königsstraße anbetrifft, so könnt Ihr daran ein Naturgesetz lernen: Eine Henne mag noch so gut für ihre Kücken gesorgt haben, wenn die nachher mit in den allgemeinen Hühnerstall wollen, ist sie die erste, die sie hinauspickt. Aber was sollt Ihr in den Hobelspänen mit Naturgesetzen! Euch muß man das Futter praktisch geben: Ergo, sagen bei dem englischen Dichter Shakespeare die Narren, die heutzutage Rechtsanwälte geworden sind, ergo: um ein Möbelstück zum Gebrauch zu machen, dafür hat man einen Tischler nötig, der nach Leim riecht und eine Pfeife im Rock hat — ich rieche übrigens noch nichts —, um aber den Zierkram für die überflüssigen Stuben vornhinaus zu kaufen, dazu braucht man ein Geschäft, das in Paris oder England die Nase und hier bei uns — das Gegenteil hat. Ihr, Meister Frank, riecht nicht mehr nach Leim und habt die Nase noch nicht in Paris oder England. Ergo: seid Ihr — ein Fischbassin im Hühnerstall, eine Gießkanne im Nil, überflüssig seid Ihr, Meister Frank. Laßt das Geschäft dem Johannes, der komnkt vielleicht durch die Blutegel, die immer da sind, wenn ein neues Pferd ins Wasser gefallen ist. Ihr aber zieht Eure blaue Schürze wieder an. So wird der Handwerker vielleicht den Kaufmann am Leben halten."

Als Frank von dem kleinen Mann mit der Brille die steile Straße hinauf nach Hause geht, steht die Mittagssonne hinter ihm und läßt seinen Schatten so drollig vor ihm herlaufen, daß er lachen muß über seinen dicken Kopf. Beim Essen blinzelt er seinen Johannes, der bedenklich an der Suppe löffelt, ein paarmal verschmitzt an, wie wenn er sagen wollte: für dein Stirnrunzeln hab' ich nun ein Bügeleisen. Nachher setzte er sich breitbeinig in den Lehnstuhl zu dem Sohn, der mit dem letzten Bissen schon wieder hinunter will, und sagt vergnügt: „So, nun hör 'mal zu!" Und während er zwischen den Knien die Pfeife stopft und das Mundstück schon in den Zähnen hat, fängt er so recht glücklich an, von seiner Idee zu sprechen, beginnt strahlend mit dem amerikanischen Bureau und hört mit der blauen Schürze auf.

Aber Johannes hat wohl zuviel Verdrießlichkeiten gehabt. Er scheint alles falsch zu hören, wird gleich erregt und wirft ihm vor, er habe durch den Rundgang nur den Kredit geschädigt. Ein Geschäftsmann wäre kein Handwerker, der zu den Leuten ginge. Und bei der blauen Schürze wären sie doch noch nicht. Es hätte bis jetzt nur an der modernen Reklame gefehlt; aber die finge jetzt an. Und mehr Massenware aus den großen Möbelfabriken müsse in den Laden.

Und Frank, der ganz auf den Kopf geschlagen ist, muß wieder in die sammetne Hausjacke und hinunter ins Kontor. Aber es sind noch keine drei Tage vergangen, da hat er sich heimlich doch Arbeit geholt.

Es sind nur einfache Sachen, die gar nicht in den Saal und zu den Maschinen passen, doch braucht er weder Kreissägen noch Hobelmaschinen dazu. Das alte Handwerkszeug steht ihm besser zur Hand. Auch arbeitet er nur Abends oder Mittags, wenn die anderen fort sind. Sonst ist er getreulich im Kontor. Er sieht die Reisenden kommen mit Cylinderhüten und Wachstuchbündeln, er sieht die großen Reklamen mit seinem Namen in den Zeitungen stehen und findet auch die großen Rechnungen davon, er liest die Geschäftsbriefe mit ihrer lügenhaften Freundschaft und die lockenden Angebote der Holzhändler und Fabrikanten. Er muß an die Blutegel denken, von denen der Rechtsanwalt gesprochen hat.

Und eines Tages steht er vor seinem Johannes

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

und sagt: „Was willst du mich alten Kerl in diese moderne Schachtel hier sperren. Sieh da, ich hab' meine Arbeitshände, wie ein Pferd die Beine hat zum Laufen. Die faulen mir ab. Laß sie wenigstens dabei sein, wie andere Hände arbeiten dürfen. Es ist kein Schade, daß einer zwischen dem fremden Volk nach dem Rechten sieht."

So kommt er endlich wieder in die Werkstatt und meint, nun müsse schon alles geregelter laufen. Aber was er so beim schnellen Durchgehen immer gefühlt hat, das muß er jetzt im einzelnen erleben. Das ist keine Handwerkerstatt mehr mit Gesellen, das ist eine Fabrik mit Tagelöhnern. Die kommen und gehen nach der Stunde, und fünf Minuten vor dem Glockenschlag steht alles schon im Rock und lauert. Sie lieben ihr Händewerk nicht mehr, sie arbeiten nach der Stunde und hudeln, wo es geht. Sie ärgern sich über seine scharfen Augen, und es dauert ein paar Wochen, da machen sie schon seine faltige Miene, seinen knickenden Gang und seine kleine Stimme nach. Einmal sieht er, wie einer ein zerbrochenes Tischbein aneinanderleimt, weil er zu faul ist, ein neues einzusetzen. Das macht ihn so wütend, daß er den Menschen anfährt. Der wird gleich frech, wirft den Leimtopf in die Späne, rafft seinen Rock übern Arm und geht. Er kann sich nicht halten vor Zorn und will ihm nach. Die anderen springen gleich heran und halten ihm die Tür zu. Er tobt und schreit. Da wird sie von außen aufgedrückt und Johannes kommt mit abgehetztem weißem Gesicht herein. Hinter ihm grinst der Mensch.

Er nimmt Frank an der Hand mit ins Kontor, schickt den Schreiberjungen, der seitdem an seinem Platz sitzt, hinaus und geht vor ihm auf und ab wie ein erzürnter Lehrer: „Ich hab's gewußt, daß das so gehen würde, darum hab' ich dich von Anfang da hinausgetan." Und dann wird er auf einmal wild und er greift ihn, seinen Vater, an. Er hat von seiner heimlichen Arbeit gehört. „Du hast mich lächerlich gemacht mit deiner Handwerkerei. Du wirst niemals lernen, dich als Geschäftsmann zu benehmen!"

„Nein," sagt er da still und dreht sich nach der Tür, „du hast recht, das werd' ich niemals lernen."

Seitdem bleibt er in seinem Zimmer. Da ist kein Geschäft, da steht sein alter Sekretär gravitätisch zwischen den anderen Möbeln, die er sich selber zur Hochzeit gemacht hat. In den Jahren sind Mahagoni, gebräuntes Eichen und nun das blau und grün gebeizte Allerlei Mode geworden und gewesen. Er kann nichts lieben als diesen schönen sanften hellen Nußbaumton und diese altmodisch bunt und klein geblümte Tapete dahinter. Und überm Sofa im runden Rahmen, da ist er selbst mit seiner Jeannette, wie sie damals waren: er als Tischlergeselle und sie als Dienstmädchen bei den Metzgersleuten in Straßburg. Was für ein kleines Glück und was für ein großes Unglück heute! Aber dann will er nichts gegen seinen Johannes sagen und wird sich selber gram. Was ist er für ein stachlichter schwachköpfiger Knebelbart, der überall im Weg steht und nicht mehr in die Welt paßt! Er ist zu alt geworden. Wenn er nur stürbe!

Es scheint auch, daß es ohne ihn besser geht. Das Weihnachtsgeschäft im zweiten Jahr ist günstig gewesen. Johannes spricht davon in flüchtigen Worten. Frank versteht die Zahlen nicht, aber er hört gern, daß sein Junge zufrieden ist. Er weiß auch, daß er seit einiger Zeit häufig nach Mettmann fährt. Da ist ein Knopffabrikant, mit dessen Tochter er Halma spielt und Lieder singt. Sie wird gewiß seine Frau. Da kann sein Vater erst recht hier oben in seinem Stübchen bleiben, zumal die Beine allmählich klapprig werden.

So fängt er an, sich eine Zufriedenheit vorzureden, die ihn doch keine Stunde wahrhaft ruhig macht. Und Abends, wenn die Märznebel schon um vier Uhr alles traurig und dämmernd machen, sitzt er wohl auf seinem Stuhl, sieht hinauf in die bleiernen Schwaden und ist hoffnungslos und leer bis zum Tod. Es ist so schwer, wie eine alte Eule dazusitzen. Die Hände möchten etwas tun. So fängt er an, Blumen zu pflegen. Und manchmal, wenn er mit dem Gießkännchen am Fenster steht, sitzt ein Sonnenstrahl daher und mitten aus den Wolken hebt sich ein Wolkenstück so klar, wie er es niemals sah. Dann meint er, es sei Mittag und er hätte nach dem Essen schwer geträumt, nun wäre es Zeit, die Schürze umzubinden und in die Werkstatt zu gehen. Aber dann sieht er unten im Hof den rotbemalten Geschäftswagen stehen, und er weiß, es ist kein schwerer Traum, es ist ein schweres Leben. Wer von euch Lebendigen, die ihr noch das Glück eurer Arbeit habt, wer kennt die leeren Tage eines alten Mannes, der mit ruhelosen Händen auf nichts zu warten braucht als auf den Tod!

Aber in die schwärzesten Gewitterwolken fällt der erste krachende Donner noch als ein größerer Schrecken: er hat wieder einmal mit schmerzenden Beinen schlaflos dagelegen und steht am Morgen beim Ofen, um sich die geschwollenen Knie einzureiben, als Johannes die Tür aufmacht. Er sieht an ihm vorbei, setzt sich an den Tisch und faßt nach der Kaffeekanne.

„Der ist kalt, laß dir neuen kochen!" sagt Frank, der über den frühen Besuch verwundert ist, und streift die aufgerollten Hosenbeine herunter. Aber Johannes schiebt die Kanne zur Seite, schüttelt den Kopf und sieht auf den Tisch. Nach einer Weile sagt er nebenbei: „Willst du nicht 'mal wieder ins Kontor kommen?" Und als Frank nichts sagen kann, fügt er nicht ohne Vorwurf hinzu: „Es ist doch schließlich dein Geschäft."

Frank fühlt sein Herz, wie wenn eine Hand es von unten aus der Brust herausdrücken wollte. Er muß sich hinsetzen.

„Du kannst es auch hier machen," spricht Johannes weiter, mit einer Stimme, die im Sprechen heiser wird, und zieht ein Papier heraus. „Hast du Tinte? Was soll ich dir Dinge vorreden, die du doch nicht anhörst: Das ist ein Wechsel, den mußt du unterschreiben."

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Frank hat nie im Leben einen solchen Zettel gesehen, er weiß gar nicht, was seine Zeichen bedeuten, er kennt nur das furchtbare Wort: Wechsel! Das ist wie Falschmünzerei, Unterschlagung, Betrug. Und Johannes, der das alles fühlt, der Angst hat vor den forschenden Augen und der den Wechsel haben muß, fängt laut an zu sprechen von moderner Geschäftsführung, von vereinfachter Zahlung und von Kredit. Es ist eine zusammenhanglose Rede, manches sagt er zweimal und einiges immer wieder.

Frank ist es gleich. Er hat nur ein Gefühl, als ob ihm die Schädelknochen ineinanderbrächen. Aber Johannes kann ihn nicht schonen. Und was ein Sohn mit harten Worten von seinem Vater will, wo ist die alte Männerhand, die da geschlossen bleibt.

„Johannes, du mußt mir sagen, ob es ein Betrug ist!"

Und der Sohn, der seinen Sieg fühlt, hohnlacht ihn an: „Was soll dabei Betrug sein? Du hast doch meine Schülerzeugnisse auch unterschrieben!"

So schreibt er mit zitternder Hand seinen Namen auf die Stelle, die ihm der scharfe Fingernagel des Sohnes zeigt. Aber als Johannes mit dem Wechsel hinaus ist, sieht er flehend über den Tisch mit dem porzellanenen Tintenfaß, über seine alten Möbel hin, die es mit angesehen haben. Auf einmal mitten in der eigenen Not fällt ihm das Gesicht seines Sohnes ein, wie es eben vor ihm war: dieses abgehetzte Auge, dieser freudlose Mund. Was bleibt er doch für ein empfindlicher, eigensüchtiger Narr, daß er seinen Johannes allein in der Arbeit und so elend werden ließ. Er denkt an das Wort des Rechtsanwalts und erschrickt: „So wird der Handwerker vielleicht den Kaufmann am Leben halten." Der Kaufmann hat seine Schuldigkeit in den anderthalb Jahren über Menschenkraft getan, aber wo ist er, der Handwerker, geblieben?

Seit dem Morgen steht der Tischler Frank wieder in der Werkstatt, hat eine Schürze vor und schafft wie ehedem, in einer Ecke, die er mit Brettern abgeschlagen hat. Da steht seine alte Hobelbank und sein liebes, altmodisches Werkzeug, da hat er bald wieder seine alte Arbeit; auch gute Stücke sind darunter: Schränke mit eingelegten Kleeblättern, wie er sie früher den Eltern gemacht hat und wie sie jetzt hier und da die Kinder nachbestellen. Aber es ist doch nicht wie ehedem. Wenn er auch nichts davon sieht, rundherum surren die Riemenräder und die Hobelmaschinen kreischen, es ist ein fiebernder Staub und ein Pochen in der Luft, kein Ausruhen, kein Überlegen, nur Pausen, die den jagenden Lärm wie mit dem Messer abschneiden. Dann und wann tönt eine scharfe Stimme durchs Geräusch, das ist Johannes, der rasch wie mit zwanzig Augen hereinkommt und wieder geht. Und jetzt hat das Fieber auch ihn gepackt. Das ist kein Handwerk mehr mit seiner behaglichen Freude, das ist Arbeit, Tagelöhnerei, nur fertig, fertig!

Und wenn er abgehetzt mit Geld von den Kunden kommt, dann brennt das Fieber auch darin, bis er es in die Kasse geworfen hat, — wer weiß, ob es in der nächsten Stunde nicht zu spät ist? Wenn Johannes darüber kommt, sieht er den Vater reuevoll an, sagt auch wohl ein paar traurige gute Worte und weiß nicht, wie wohl das seinem alten Herzen tut.

Oft aber sitzen Herren da, die peinlich schweigen und mit den Fingern auf den Tisch trommeln, solange er darinnen bleibt. Wenn sie erregt sprechen — Johannes hat in den anderthalb Jahren eine so scharfe Stimme bekommen —, wagt er gar nicht hineinzugehen. Als er an einem warmen Junitag durch den Torweg in die Stadt gehen will — es ist schon Monate her, daß er wieder in der Werkstatt arbeitet, und er hat manchen Wechsel seitdem unterschrieben —, wird hinter ihm die Kontortür aufgerissen, jemand schreit noch etwas zurück und stampft an ihm vorbei. Es ist ein Holzhändler, den er kennt, ein großer Mensch mit Plattfüßen, der einen kurzgestutzten Schnurrbart trägt und ständig mit den Augen blinzelt. Er sieht ihm erschrocken nach, wendet sich zögernd und bang ins Kontor. Das sitzt sein Johannes zusammengebrochen hinter dem bepackten Schreibtisch, sieht ihn blöde an, greift auf einmal in die Luft, wie wenn da sein Arm wäre, und läßt die Hand niederschlagen, daß die messingene Briefwage klirrend umfällt: „Es geht nicht mehr. Vater, hilf mir von den Menschen!"

Nur einen Augenblick faßt ihn der Schrecken, dann weiß er gleich, daß seine Stunde gekommen ist.

„Johannes," sagt er, „Johannes, das sind die Blutegel; aber ich helfe dir!" Und was er nie getan hat, er legt seine Arme um ihn; und der Sohn, der große Mann, drückt seinen Kopf mit dem blonden Bart und den jämmerlichen Gedanken an seine Brust und kann nicht mehr und weint. Und so, ohne einen Blick, unter den Tisch gesprochen erzählen die schluchzenden Worte von den Leidensstationen eines Riesenkampfes: schon seit einem halben Jahr bezahlt er den Holzhändler mit Möbeln und muß auch sie zu einem Preis liefern, der ihn rettungslos in tiefere Schuld arbeitet. Da haben die Treibriemen gesurrt und die Löhne sind gezahlt worden, damit der Holzhändler das Geld raffen konnte; und nun ist eine Forderung da von fünfundzwanzigtausend Mark, die soll Frank als der Inhaber des Geschäfts durch seine Unterschrift ausdrücklich anerkennen.

Frank hört dies und viel anderes Übel und hat wohl Mitleid mit dem Sohn, aber wie er dasteht, den gelben durchfurchten Kopf mit dem schlohweißen Knebelbart fast glücklich zu ihm heruntergebeugt: das ist mehr als ein Vater, der seinen Sohn wieder gefunden hat, das ist ein fast verlorener Menschenglaube, der nun weiß: es war doch alles recht, wie er es gelernt hat von seinen Vätern. Und in dieser alten Welt hat auch sein Handwerk noch immer goldenen Boden. Nun er darauf wieder bauen kann, ist ihm um seinen Sohn nicht mehr bange.

Das alles sagt er in dummen tollen Worten und merkt nicht, daß Johannes allmählich den Kopf hebt und ihn erstaunt ansieht, und plötzlich seine Uhr zieht

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

und aufspringt: „Ich muß ja fort! Sie hat Geburtstag, gerade heut!“

Und als Frank gar nicht antwortet und immer noch in Versonnenheit seine eigenen Worte spricht, läßt er ihn stehen und läuft hinaus. Frank bleibt allein zwischen den amerikanischen Möbeln; sie bedrücken ihn nicht mehr. Er ist Herr über alles geworden. Und auch, als er merkt, daß Johannes längst fort ist, als er anfängt, wieder ruhiger und nüchtern zu werden, bleibt diese Sicherheit in ihm. Er holt seine Schürze herunter und so als Tischler beginnt

„Meinetwegen hört gleich auf, alle miteinander!“

er, die Bücher herauszuholen und aufzuschlagen. Er versteht nichts von Debet und Kredit und Saldo, aber er kann Zahlen und Rechnungen lesen und erkennt, daß viele Schulden da sind, er liest auch Briefe, in denen Drohungen sich wörtlich wiederholen, er liest sie fast mit Befriedigung, das sind die Blutegel, die seinen Johannes gequält haben, nun steht er da, Frank der Tischler, fest gegen alles.

Am Spätnachmittag klopft es an die Tür. Er bekommt doch einen Schrecken, aber er bleibt tapfer sitzen zwischen den aufgeschlagenen Büchern und Rechnungen und ruft Herein!

Es ist einer von den Arbeitern, ein langer, schlottriger Kerl, der enttäuscht stehen bleibt und nach dem Chef fragt.

„Der bin ich,“ sagt Frank.

„Dann gebt uns endlich unsern Lohn. Sonst hören wir morgen auf.“

„Meinetwegen hört gleich auf, alle miteinander!“

Und als der Kerl noch trotzig dasteht mit seinen langen Armen, fährt er ihn an, daß er verdutzt hinausgeht.

So als Sieger bleibt er unten bis zum späten Abend, legt bezahlte und unbezahlte Rechnungen auseinander. Und in der Nacht hat er einen Traum, der ihn noch fester macht. Er liegt ohne Schlaf im Bett, so wie er in seinem Alter häufig liegt, und sieht ins Fenster, hinter dem die helle Sommernacht steht. Wie wenn es eine Tür wäre, gar nicht spukhaft, so einfach wie sie immer war, kommt seine Frau Jeannette durchs Fenster herein und macht es sorglich wieder zu — er sieht jede Bewegung ihrer Hände —, bückt sich und hebt etwas vom Boden auf wie eine große schwarze Feder. Damit geht sie zur Stube hinaus, auf den Zehen, wie sie immer tat, wenn er schlief.

So sonderbar die Handlung ist, so deutlich hat er die Erscheinung vor Augen, und als er sich am Morgen mit offenen Augen schlafend findet, ist ein Gefühl in ihm, wie wenn er vom Abendmahl käme. Er wäscht sich feierlich wie zu einer heiligen Handlung und nachher sitzt er im schwarzen Handwerkerrock in der Stube und wartet auf seinen Sohn. Aber der kommt gar nicht herein, daher muß er ihm nachgehen ins Kontor.

„Johannes,“ beginnt er, nachdem er ein parmal vor dem eifrig Schreibenden hin und her gegangen ist und sich an der Festigkeit seiner Schritte ermutigt hat, „wem gehört das Geschäft?“

„Bis jetzt noch dir,“ antwortet Johannes, weicht seinem Blick nicht aus und hat wieder ganz seine scharfe Stimme, „was meinst du damit?“

„Ich meine,“ sagt Frank und setzt sich, „daß die Blutegel satt sind. Der Holzhändler braucht mir nicht die „Bude“ schließen zu lassen, wie er da schreibt, das tu' ich selber.“

Er hat erwartet, daß Johannes erschrocken sein wird, und weiß schon alles, wie er ihn fügsam machen will. Nun ruckt der nur einen Augenblick unwillig auf und lächelt darnach fast mitleidig auf eine harte Weise: „Weißt du, so macht man eine Tischlerwerkstatt zu. Ein Geschäft, wie dies, gehört hundert Leuten, die du damit um ihr Geld betrügst.“

Und während Frank bestürzt dasteht, beginnt er — was ist nur über Nacht mit ihm geschehen — mit einem Lineal spielend im Zimmer auf und ab zu gehen und sagt mit verächtlichem Lächeln Dinge, die nur zu denken für Frank Ungeheuerlichkeiten sind. „Ob der Holzhändler die fünfundzwanzigtausend Mark in seinen Büchern oder in bar hat, das ist für sein Vermögen gleich. Kredit hat erst einer, der was schuldig ist. Machen wir das Geschäft zu, dann sind wir arme Leute, halten wir's auf, dann können wir soviel Schulden machen, wie wir wollen, ans Geschäft geht uns keiner. Der Plunder im Laden gehört dem Fabrikanten, das Haus geht in die erste Hypothek, die zweite fällt ganz aus: das weiß jeder, dem wir einen Pfennig schuldig sind. Sie müssen uns halten, um nichts zu verlieren. Was meinst du, was die tun, wenn du ihnen dazwischen kommst? Das ist übrigens bei neunzig von hundert Geschäften so.“

Frank beginnt zu ahnen, daß sein Sohn mit Leis

und Seele zu dieser Welt gehört, die ihm anderthalb Jahre von seinem Leben verwüstet hat.

„Und mein Name, der da draußen und hier auf den Blättern steht?“

„Dein Name ist eine Firma, weiter gar nichts. Da könnte auch Michel Pfennigsucher stehen. Das hat mit deiner Person nichts zu tun.“

Frank sieht ihn erschrocken an. Das ist nicht sein Johannes, nicht der fröhlich lachende von früher und nicht der schluchzende von gestern, das ist ein fremder Mensch, der höhnisch lächelnd dasteht und das Lineal mit beiden Händen zwischen Daumen und Zeigefinger vor die Brust hält. Eine Bitterkeit gegen ihn steigt in ihm auf, ein Haß, den er nie gekannt hat. Er kann den Kopf nicht bewegen, so drängt ihm das Blut in den Hals hinauf: „Dann hab' ich auch nichts mehr damit zu tun!“

Er will noch etwas dazu sagen, etwas Rohes, das ihn von dem furchtbaren Druck befreit. Er findet nichts, kann auch nicht mehr so dastehen und wendet sich schweigend hinaus. Er holt seinen Hut herunter und geht in die Stadt. Es ist ein warmer Tag mit einem trockenen Wind, der den Staub durch die Straßen jagt und es schwer macht, zu atmen. Die Männer halten ihre Hüte und die Frauen ihre Kleider.

„Guten Tag, Herr Frank!“ hört er jemand im Vorübergehen sagen. Er dreht sich nach ihm um, kann ihn aber nicht erkennen. Wie er noch dasteht, fällt ihm ein, daß alle die längst über ihn sprechen. Um das zu wissen, geht er in ein Wirtshaus, wo er früher wohl ein Glas zu trinken pflegte. Der Wirt rechnet gerade mit einem Reisenden ab, erkennt ihn nicht in der Eile, nimmt noch immer im Gespräch mit dem Reisenden das Geld und sagt kurzweg: Danke. Das ist seinem Mißtrauen genug. Er trinkt keinen Schluck, geht hinaus und weiß nur noch einen, zu dem er jetzt gehen kann. Das ist der kleine Mann in der Rechtsanwaltsstube. Diesmal muß er lange warten. Es sind viele Kunden vor ihm da, die alle dasitzen in dem dämmerigen Raum und mit vorgebeugten Köpfen auf den Boden stieren. Die Welt kommt ihm so verwüstet vor.

„Recht, Meister Frank,“ sagt der Rechtsanwalt, als er den letzten der traurigen Leute, einen großen feinen Herrn, an die Tür gebracht hat und ihn an der Hand hineinzieht. „Seht Euch mein neues Bureau 'mal an. Die blaugraue Tapete zu dem graugelben Holz!“ Er schnalzte mit der Zunge. „Geschmack hat die Firma Georg Frank. Nur sonst steht's nicht zum besten!“ Er drückt ihn sanft in einen Sessel. „Es gehen ein bißchen viel Wechsel um. Das wißt Ihr doch?“ Er sieht ihn forschend an.

„Ich hab' sie unterschrieben,“ sagt Frank. Er ist erschrocken, wie der Mann mit den klugen Augen hinter der Brille so mitten in seine Gedanken gesprungen ist.

„Um so besser für Euren Jungen.“

Frank versteht nicht gleich. „Mein Sohn ist kein Betrüger,“ sagt er dann, nicht aufwallend, fast flehend.

„So ein häßliches Wort paßt für keinen, Meister Frank! Geschäfte sind Webereien, manche machen grobes Sackleinen und manche geblümte Seide. Nur der Staat klebt irgendwo einen Zettel auf und schreibt: Verboten! Ich an Eurer Stelle würde nicht soviel Wechsel unterschreiben.“

„Der letzte ist gewesen!“ sagt Frank und fängt an zu sprechen, und erzählt alles, was ihm so furchtbar ist, und wundert sich, daß der hinter seiner Brille so gleichmütig bleibt und nur manchmal, wie man gelangweilt mit dem Spazierstock in den Sand stößt, ihn mit einem dazwischen geworfenen Wort zum Weitersprechen treibt.

„Konkurs!“ sagt er wie befriedigt zum Schluß, während Frank noch immer hinter Atem ist vom Sprechen und mit dem nassen Tuch über die heißen Ohren streicht. „Sofort Konkurs, wenn Ihr Euren Jungen gern habt. Setzt Euren Hut auf. Ich muß doch da hinauf. Da kann ich ein bißchen Handelsgesetz mit dem jungen Mann treiben.“

Johannes unterhandelt gerade mit dem Arbeiter, der gestern den Lohn für die anderen forderte, als sie hereinkommen. Er wird blaß und schickt den Mann hinaus.

„Guten Vormittag, Herr Frank,“ sagt der Rechtsanwalt und stellt seinen Hut mit dem Stock in die Ecke. „Ihr Herr Vater möchte da auf den Briefbogen die Firma etwas geändert haben. Das läßt sich schnell machen. Ich komme dann gleich hinauf, lieber Meister Frank.“

Und während Frank gehorsam hinausgeht, sieht er den kleinen Mann schon im Sessel sitzen und unbekümmert sprechen, wie wenn er einen Plauderbesuch machte. Er zittert so, daß er nur mühsam die Treppe hinaufkommt. Und als er oben in seiner Stube ist, möchte er wieder hinunter. Er will das Fenster zumachen vor der grellen Sonne, streckt die Hand nach dem blanken Griff, da wird etwas, das schon in der Rechtsanwaltsstube ein paarmal wie ein dumpfer Druck in seine Gedanken kam, zu einem klaren Schrecken: Wenn sein Johannes nicht ehrlich gewesen wäre! Das trifft ihn so, daß er mit der Hand an der Scheibe heruntertastet und dann nach der Tür zurück will. Jetzt weiß er, warum der Rechtsanwalt mit heraufgekommen ist. Und so haltlos im Zimmer stehend erlebt er furchtbare Minuten.

Da klopft es und der Rechtsanwalt kommt herein. Er ist ein wenig blaß und hinter Atem vom schnellen Steigen. „Nun sagt 'mal herzhaft Gott sei Dank, Meister Frank!“ lacht er und schüttelt ihm beide Hände, wie es gar nicht zu seinem sonstigen Gleichmut paßt. „Euer Junge wird Euch anbrüllen. Aber das erleichtert und ist ihm besser als die große Wassertour nach Amerika. Die hat er nicht nötig. Jetzt geht's ein paar Wochen hier zu wie bei einem Schiffsuntergang. Ihr habt an Eurem Handwerk ein gutes Rettungsboot. Guten Tag, Meister Frank!“

Er ist längst schon hinunter, da steht Frank immer noch mit schlaffen Händen. Er hat die große Gefahr zu spät gesehen und erlebt nun nachher erst ihre

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Schrecken: sein Sohn ein Betrüger und im Gefängnis! Wenn er daran denkt und daß Johannes nun durch ihn, durch seinen alten törichten Vater gerettet ist, dann könnte das Haus mit ihm zusammenstürzen, er würde nicht zittern, so mächtig fließt das Glück durch ihn. Aber wie er an sein Handwerk denkt, an seinen goldenen Boden, den er nun von neuem bereiten will, muß er sich setzen. Er ist so hinfällig in den Beinen. Jetzt, wo er alles getan hat, scheint die Kraft aus ihm fortzufließen. Er hat eine Schlacht geschlagen gegen die neue Welt, eine Schlacht von anderthalb Jahren. Nun sitzt er müde da mit hundert Wunden.

Und doch steht das Schwerste noch vor seiner Tür. Das Schwerste ist nicht, daß sein Johannes, für den er sich selber hergegeben hat mit Leib und Seele, am Nachmittag wie ein Tier gegen ihn schreit: „Das vergess' ich dir in meinem Leben nicht." Das Schwerste ist nicht, daß die Arbeiter mit betrunkenen Gesichtern und gemeinen Flüchen in seine stille Stube kommen. Das Schwerste ist auch nicht am andern Morgen, nach einer Nacht mit einem Schlaf, tief wie der Tod — er kann gar nicht denken, daß er noch lebt, Johannes ist fort nach Mettmann — da wird er ins Kontor geholt. Der Holzhändler spuckt vor ihm aus und sagt: „Betrüger", so daß der große graue Herr neben ihm mahnend die Hand auf seinen Arm legt. Das ist der Konkursverwalter. Frank soll die Bücher zeigen und erklären. Er holt ihnen aus dem Schrank heraus, was sie wollen, er gibt ihnen jeden Schlüssel her, aber was soll er erklären, der selber nichts weiß?

„Sie werden schon noch wissen!" schreit ihn der Holzhändler mit seiner dünnen Stimme an, so daß der graue Herr mit dem mürrischen Gesicht ihn wieder zurückhalten muß.

Dann schließen sie das Kontor zu und nehmen die Schlüssel mit. Das alles ist schwer für den alten Frank, aber nicht das Schwerste. Das Schwerste beginnt am Nachmittag mit einem versiegelten Brief, den ein Mann mit einer Dienstmütze bringt. Das ist eine schleunige Vorladung zum Gericht. So wie er da ist, muß er mit. Es geht über steinerne Treppen und durch lange weißgetünchte Gänge vor einen braunbärtigen Mann, der in einem Zimmerchen an ein Regal gelehnt steht.

Der nimmt erst noch einige abgestoßene Pappbände zur Hand, wirft sie ins Gefach zurück und sieht Frank mit gutmütigen Augen an. Dann fängt er an, allerlei zu fragen: wer Inhaber des Geschäfts gewesen sei? wer die Bücher geführt habe?

Frank, der wieder zu fürchten beginnt, daß Johannes doch nicht alles recht gemacht habe, versteht nicht, was er hört, und weiß nicht, was er sagt, bis der Mann mit dem braunen Bart seine großen Augenbrauen hochzieht und befriedigt spricht: „Sie verwickeln sich in Widersprüche."

Nachdem er ihn dann noch fünf Minuten lang da stehen gelassen und ruhig schreibt, als wenn niemand im Zimmer wäre — Frank, dem es schwach wird in seinem alten armen Kopf, wagt nicht laut zu atmen —, geht er zur Wand, drückt auf einen Knopf und sagt, indem er behäbig mit seiner weißen Hand über den braunen Bart streicht: „Es ist die Anklage auf betrügerischen Bankerott erhoben. Sie müssen in Haft!"

Als Frank mit verlorenem Kopf dasteht, tippt ihm jemand von hinten auf die Schulter. „Kommen Sie mit!" sagt eine milde Stimme und er sieht in ein bartloses Gesicht mit blauen Augen. Dem folgt er willenlos durch lange Gänge und über Treppen hinunter, und erst, als hinter ihm eine Tür zugemacht und mit klirrendem Schlüsselbund verschlossen wird: da weiß er, daß er, der Tischler Georg Frank, im Gefängnis ist.

Als der Wärter nach einer halben Stunde kommt, um seinen Wasserkrug zu bringen, steht er noch immer da, wie er hineingekommen ist. Der Mann hat schon mehr als einen so gesehen und will ihm gutmütig zureden. Aber in diese Ohren scheint nichts mehr hineinzugehen. Nur am zweiten Tag, als er ihm ganz gegen seine Instruktion erzählt, daß auch sein Sohn eingezogen, aber gleich nach dem ersten Verhör freigelassen worden ist, tut der alte Mann einen langen klagenden Seufzer. Damit scheint das letzte Leben aus ihm fort zu sein. Seitdem sitzt er auf seinem Schemel und sieht in den Boden.

Noch einigemal wird er in der Folge herausgeholt und in das Zimmerchen vor den Mann mit dem großen braunen Bart geführt. Beim dritten Male ist sein Rechtsanwalt da, der ihn gleich an den Händen faßt und ihm in die erloschenen Augen sieht: „Lieber Frank," sagt er und schüttelt ihn, „der Herr Staatsanwalt hat die Anklage auf betrügerischen Bankerott fallen lassen. Sie sind vorläufig aus der Haft entlassen."

Aber er weckt nicht einen lebendigen Funken in den blöden Augen. So faßt er seinen Arm und führt ihn hinaus, winkt einen Wagen heran und bringt ihn nach Haus. Unterwegs sagt er ihm, der ganz erloschen dasitzt, daß die Untersuchungshaft ein Unglück gewesen und nur durch eine böswillige Anzeige des Holzhändlers gekommen wäre. Die Bücher seien allerdings nicht nach Vorschrift und zuletzt gar nicht mehr geführt worden. So müsse er nach dem Gesetz wegen fahrlässigen Bankerotts verurteilt werden und käme später noch einmal für ein paar Wochen hinein. Aber das wäre nur Gesetzeserfüllung, ihn selber kenne jedermann als den treuesten und ehrlichsten Menschen. Auch seinem Johannes könne man nichts Betrügerisches nachsagen. Er sei trotz allem ein tüchtiger Kaufmann, der ins moderne Leben hineinpasse und es zu was bringen werde. Augenblicklich wäre er bei dem Knopffabrikanten eingetreten und auch die Verlobung würde bald kommen.

„Nun bleibt Ihr nur nicht am Wege liegen, Meister Frank. Das war ein Unglück, wie's in dieser Zeit jedem kommen konnte. Euer Handwerk hat noch immer goldenen Boden!"

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Da endlich hebt der alte Mann langsam den gelben Kopf und sieht ihn an mit einem verlorenen Blick. Die schlaffen Lippen bleiben unbewegt, aber sie können nicht verschweigen, was die Augen deutlich sagen: „Wer den Boden seines Handwerks verläßt, wie ich's getan habe, der muß anders sein als ich, um ihn jemals wieder zu finden. Meine Füße finden keinen Boden mehr auf dieser Welt."

Er bringt ihn, der wie ein krankes Kind schwach ist, in sein Zimmer hinauf und schiebt ihm seinen Sessel ans Fenster. Frank sieht nicht hinaus über seine welken Blumen in den blauen Himmel, sein Kopf hängt vornüber, wie er im Gefängnis so viele Tage gehangen hat. Der Rechtsanwalt will ihm Wein zu trinken geben, den er schnell besorgt hat, er schüttelt nicht einmal den Kopf, um ihn abzulehnen.

„Man muß ihn allein lassen mit seinen alten Möbeln, so findet er sich am ersten," denkt er schließlich und geht hinunter.

Als er gegen Abend noch einmal nachsehen will, steht die Tür offen und der Alte ist fort. Er kennt die Gedanken eines armen alten Kopfes und geht zum Kirchhof. Der Wärter will gerade schließen. Er hat den Alten gesehen, der hätte lange auf einem Grab gesessen, wäre aber wieder gegangen.

Er bleibt auch fort. Und niemand weiß später, auf welchen Wegen er in dieser Nacht umhergeirrt ist, bis er sich doch aufmachte nach seinem Sohn. Am frühesten Morgen finden Steinbrucharbeiter, die nach Dornap wollen, auf der Höhe vor Mettmann einen alten Mann im Gras liegen. Sie meinen, er sei nur eingeschlafen. Er läßt sich wohl wecken, aber seine Beine können ihn nicht tragen. Da tragen sie, die ihn für betrunken halten und nach ihrer Arbeit müssen, ihn ins nächste Haus.

Darin wohnt eine alte Witwe, die auch schon aufgestanden und ins Feld

Am frühesten Morgen finden Steinbrucharbeiter einen alten Mann im Grase liegen.

gegangen ist, um Futter für ihre Ziege zu schneiden. Der legen sie ihn zum Scherz heimlich auf ihr armes Bett. Sie ist ein gutes Herz und läßt ihn ruhig liegen, legt ihm, weil seine Hände kalt sind und sein Atem schwach geht, auch noch ein Tuch über.

Am Mittag hat es sich in den nächsten Häusern — es stehen ihrer nur fünf hier oben am Weg — herumgesprochen und die Nachbarn kommen gelaufen. Einer von ihnen erregt sich für das gute Bett der Witwe und will den Trunkenbold aufrütteln: Der gelbe Kopf mit dem weißen Bart schlägt so seltsam hin und her. Da sehen sie, daß er eben gestorben ist.

Der Gänsjunker.

Historische Erzählung aus dem Neckartal von W. Karl.

I.

Hans Ohnegnick und das stolze Katherle.

Um das Jahr 1330, als wiederum das Faustrecht im deutschen Reiche regierte und jedermanns Hand war gegen jedermann, da lebte auf der steilen Burg Hornberg am Neckar ein mächtiger und zorniger Ritter, Hans von Ültzingen, gewöhnlich Hans Ohnegnick genannt. Denn das Vorgebirg seines Hauptes war mit dem Festland des Rumpfes ohne die sonst übliche Landenge des Halses oder Genickes unmittelbar zusammengewachsen, so daß man den Ritter weder hängen noch köpfen konnte. Er war klein, aber fast so breit wie lang und von der Kraft eines Bären.

Einst zog er gemäß einer Wette drei starke Ritter am Seil vom Neckar aufwärts bis in den Gänsestall der Burg hinein. Und wie furchtbar wurde der Ohnegnick erst im Turnier oder Kampf! Gleich einer gewaltigen Stahlkugel prallte der gewappnete Klotz jeden Gegner erbarmungslos vom Gaul. Freilich entsprach solcher Körperkraft auch ein heldenhafter Appetit. Man erzählte sich, daß der Ohnegnick auf dem großen Turnier zu Heilbronn, wo nachher ein Junker von Angeloch beim Wein totgestochen ward, auf einen Sitz wohl ein Viertelskalb und einen Eimer Gundelsheimer Roten verschluckte; und sei hernach noch in den Hirschen gegangen, frisch Bier zu trinken, dieweil ihm der Wein Durst bereitete.

Hans Ohnegnick war nicht etwa ein gemeiner Straßenräuber, sondern sozusagen ein Faust-Rechtsanwalt. Er verfocht allerhand eigene und fremde Prozesse nach der damals gültigen Civilprozeßordnung, d. h. mit Roß und Reitern, Sengen und Brennen, Schwert und Spieß. Mochte er nun den

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Prozeß gewinnen oder verlieren, so sicherte er sich auf alle Fälle von den Klienten ein ansehnliches Honorar. Besonders die kleinen Klöster und Stifter konnten davon ein betrübtes Liedlein singen; denn da sie sich nicht selbst zu wehren verstanden, mußten sie ihn als Vogt annehmen, um ihn nicht zum Feind zu bekommen. Also zwickte Ohnegnick den Mönchen bald ein fettes Mättlein, bald einen heißen Weinberg, bald einen kühlen Eichelmastwald ab. Der Kaiser war fern und in stetem Krieg. Bei ihm gab es weder Macht noch Hilfe. Also ballte man die Faust unter der Kutte, betete aber fleißig zum Schutzpatron und andern wirksamen Heiligen, sie möchten den Ohnegnick balde schlagen mit schmerzhaften Krankheiten, damit er in sich gehe. Denn wie so manchen andern wilden Ritter, der in gesunden Tagen tat, als ob er die Welt fressen wollte, gedachten sie auch den Ohnegnick, wenn er sich vor Tod und Hölle fürchte, also zahm geworden sei, wacker zu scheren und von ihm nicht nur den alten Raub, sondern auch neue reumütige Stiftungen zu erhalten.

Junker Hans, von Haus aus ein armer Gesell, war durch seine ausgedehnte Praxis als Rechtsanwalt reich geworden. Er besaß nur einen einzigen, viel jüngeren Bruder. Dieser, im Gegensatz zu dem borstigen Ohnegnick ein bildhübscher Mensch und vaterlos aufgewachsen, hatte schon mit sechzehn Jahren eine Liebschaft mit einer Rittersfrau gehabt. Als er einstmals in der Haut einer frisch geschlachteten Kuh aus ihrem Schloß geflüchtet werden mußte, schämte er sich derart, daß er in die weite Welt lief. Dort ist er verschollen. Sein Erbe, Schloß Guttenberg überm Neckar mit Dorf Mühlbach, verwahrloste.

Trotz großen Reichtums fand Junker Hans übrigens bei den Damen wenig Glück. Mit vierzig Jahren hatte er noch keine Frau. Denn unser Ritter verstand sich schlecht auf die damals hochgeschätzten Künste des adligen Minnedienstes. In seiner armen und rauhen Jugend hatte er dergleichen nicht gelernt. Deshalb schaute er bei den Zusammenkünften des Adels jeweils grimmig hinter seinem großen Weinkrug hervor auf die jungen zierlichen Gesellen, wie sie um die Frauen herumwedelten, mit süßen Worten, Gebärden und Liedern um Minne werbend. Was half es ihm, wenn er am nächsten Tag beim Turnier unter sie rannte wie ein zorniger Eber und ihrer sechs hintereinander in die Luft stach, daß sie flehend die Beine gen Himmel streckten? Nur noch mehr verabscheuten die Damen den rauhen Igel, der ihren Lieblingen die zierlichen Knochen entzweistieß.

Um so stärker wurde man daher auf den Neckarburgen überrascht durch die Nachricht, der wilde Hans Ohnegnick mache Hochzeit mit dem „stolzen Katherle", ehemals einem der gefeiertsten Fräulein des Frankenlandes. Aber auch jetzt noch war sie so etwas wie eine Schönheit: Rotes Haar, eine feenblasse Elfenhaut, wie nur Rothaarige sie haben können, und dabei kirschenschwarze Augen. In ihrer Jugend dichteten sich die Minnesänger die Gehirne wund, um neue Vergleiche für ihre Schönheit zu finden; die Turnierhelden schienen nicht Rippen genug zu besitzen, um sie in ihrem Dienste zu zerschmettern. Aber alle Mühe war umsonst. Das „stolze Katherle" rümpfte das Näschen über die Anbeter hinweg. Es war ihr keiner schön genug, oder witzig genug, oder reich genug. Da diente im Heere des Kaisers ein junger Ritter aus Kurpfalz, der sich Herr Künzelin nannte, ein armer Gesell, aber ein prachtvoller Mensch, wie ihn das stolze Katherle sich ungefähr wünschte. Dem erwies sie Gnade trotz seiner Armut. Er wurde gesehen, wie er des Nachts im Mondenschein am alten Efeu der hohen Schloßmauer zu Katherle hinaufkletterte. Man nahm es in damaliger Zeit mit Liebessachen sehr leicht. Da, plötzlich, war Junker Künzelin aus Kurpfalz wieder verschwunden. Die lieben Freundinnen des schönen Katherle frohlockten, das verlassene Mägdlein aber wollte vor Liebe, Schmerz, Zorn und Scham sich in einen Tränenhaufen verwandeln. Allerdings nur eine Zeit lang. Denn als sie sah, welch große Freude den Nachbarinnen ihr Schmerz bereitete, raffte sie energisch ihren berühmten Stolz zusammen, reckte das schöne Haupt in die Höhe, nahm das Näschen scharf aufwärts und war das stolze Katherle wie zuvor. Jetzt grad recht zuleid ließ sie die Männer abblitzen, überhaupt jedermann fühlen, daß ihr an keines Menschen Treue oder Untreue, Liebe oder Haß auch nur soviel wie an einem Lot Sand gelegen sei.

Aber im stillen weinte sie um den Treulosen. Denn er war der einzige Mensch, den ihr stolzes, eigensüchtiges Herz wirklich lieben mochte.

Die Jahre verschwanden, die Freier auch, die Künzeln kamen. Katherles Eltern starben und hinterließen ihr nichts als eine verfallene Hütte, Burg genannt, und vier bitterböse Brüder, die sich um das elende Nest blutig rauften. Nun verschwand auch der letzte Freier, sein Haupt verhüllend. Aber in dem einen Stück wenigstens zeigten die Brüder gemeinsamen Sinn, daß sie, um die Schwester als Miterbin loszuwerden, diese kurzerhand ins Kloster steckten. Das machte man damals so. Aber das stolze Katherle verstand sein Jahrhundert schlecht, wollte auch nicht als trauernde Nonne zum Fenstergitterlein herausweinen, wenn Künzelin etwa doch noch wiederkäme, sie zu holen. Also brannte Katherle aus dem Kloster durch zu entfernteren Vettern. Das stolze Mädchen wanderte von Burg zu Burg, pflegte junge und alte Wöchnerinnen ihrer Sippe und kochte kleinen Vetterskindern süßen Brei. Sie schäumte zwar noch ärger als ihr Breihafen über dieses unwürdige Los und seufzte allnächtig um den bösen Künzelin, der allein daran schuld war. So kochte sie sich aber von Burg zu Burg durchs liebe deutsche Vaterland, bis sie das Breihäfelein endlich beim schwarzen Vetter Raban von Helmstatt aufs Feuer stellte, der in seinen alten Tagen nochmals unerwartete Vaterfreuden erlebte. Dieser aber kam auf den Gedanken und hetzte seinen lieben Kriegs- und Zechgenossen Ohnegnick hinter das auch in hohen Semestern immer noch hübsche Mädchen; und sieh-

das Herz dieses alten Knaben brannte sofort lichterloh. Wer kennt die Geheimnisse der Entstehung der Liebe? Zierlich herausstaffiert und als ob er in einem gefährlichen Hinterhalt läge, sänftiglich auftretend wollte der erfahrene Wegelagerer die schöne Beute umschleichen. Allein das stolze Katherle erklärte ihm kaltblütig, ohne mit der Wimper zu zucken, diese Firlefanzereien ständen ihm rechtschaffen übel zu Gesicht; außerdem seien sie auch gar nicht einmal nötig. Wenn er sie wolle, könne er sie haben. Darauf legte sie ihre weiße kleine Hand in die Turnierfaust des wackeren Ohnegnick, die fast einen Quadratfuß bedeckte, und wurde bald darnach dessen Ehefrau.

Bei der Hochzeit war sie schön, aber so bleich wie ihr Schleier. Denn in der Nacht hatte sie nochmals verzweifelt zu Gott und der heiligen Jungfrau geschrieen um Künzelin, so laut, daß die Leute auf der Burg erwachten. Katharina verlangte bis zum andern Morgen ein göttliches Wunder. Als aber das Wunder immer noch nicht geschah, obwohl schon das Glöcklein zur Kirche läutete, riß das Mädchen die Blumen, die vor dem Bild der heiligen Jungfrau standen, aus den Töpfen und warf sie zum Fenster hinaus. Darauf ballte sie die Faust gen Himmel und fluchte dem Künzelin. Zähneknirschend folgte sie den Brautjungfern, die sie aus ihrer Kammer abholten.

Auf der Burg Hornberg wählte sich das stolze und nun reiche Katherle ein schönes Zimmer als Kemenate (Frauengemach). Sie ließ es durch einen erfahrenen Meister aus Speyer fürstlich einrichten und vergrub sich darin. Ihren Mann behandelte sie möglichst als Luft.

Hans war hierüber natürlich sehr überrascht und wenig erbaut. Er versuchte, dem Katherle gütlich zuzureden, aber er bekam keine Antwort. Grob zu werden schämte er sich, denn in der rauhen, wilden Mannesbrust lebte doch die alte germanische Ehrfurcht vor der Frau. Er wäre im stande gewesen, jeden Mann, der ihn beleidigte, niederzuschlagen. Hier war er waffenlos. Also holte er sich, bis es besser käme, Hilfe bei dem alten erprobten Tröster der Menschheit, dem Weinkrug. Das aber machte die ohnehin hitzige Seele nicht sanfter, und nur zu gut wußten seine Leute, weshalb sie ihm, wenn sein Gesicht purpurrot war, auswichen wie einem tückischen Kettenhund. Denn jeden Augenblick konnte ein furchtbares Wetter ausbrechen: „Hunderttausend Donner-Sakrament, und das Feuer vom Himmel soll dir auf den Schädel fallen!“ so pflegte er dann seine Ansprachen einzuleiten.

Als dem Paar nach Jahresfrist ein Mädchen, Richis, geboren war, kam es dem gequälten Ohnegnick vor, als suche die Mutter das reizende blonde Kind nicht nur von dem Vater abzuhalten, sondern sogar mit Furcht vor ihm zu erfüllen. Also trank er nur noch mehr wie früher und wurde er noch zorniger. Aber gegen schön Katherle wagte er nichts zu sagen.

II.

Die Brüder im Kampf.

An einem schönen warmen Märztag wollte Katharina mit klein Richis, die etwa sieben Jahre alt war, an den trockenen Rainen vor dem alten Tor der Burg Veilchen pflücken. Als aber das Tor geöffnet, die Zugbrücke herabgelassen war, stand drüben wartend ein Ritter mit einem Knaben. Der Ritter, ein schöner blonder Mann, aber sehr kränklich aussehend, zog höflich das Barett ab und wollte die Dame anreden. Da erstarrte er. Katharina schaute ihm betroffen ins Gesicht, tat einen Schrei und bedeckte beide Augen mit den Händen. Der Ritter war niemand anders als ihr verlorener Künzelin.

Nach einem Augenblick peinlichster Verlegenheit faßte sich der Ritter. Mit tiefer Verbeugung sprach er: „Wenn Ihr, edle Frau, die Herrin dieser Burg seid, so bitte ich um den Schutz Eures Daches, denn ich bin, ich bin . . . Ritter Kunz von Ültzingen, des Schloßherrn einziger Bruder.“

Ein Schrecken und Zittern schüttelte den Leib der Frau. Außer stande, ein Wort zu sprechen, bedeutete sie mit einer Handbewegung dem Fremden, ihr in die Burg zu folgen. Nachdem sie ihn in die große Halle geleitet, verschwand sie, um Hans rufen zu lassen.

Als dieser dem Bruder gegenübertrat, flammte seine Stirn.

„Woher des Wegs, beim Donner?“

„Aus zweiundzwanzig Schlachten, beim Donner, mit elf großen Wunden auf der Brust, beim Donner und beim Wetter, beim Teufel und bei was du begehrst.“

„Was willst du hier?“

„Meinen Bruder fragen, ob er mich in meines Vaters Schloß willkommen heißt oder nicht.“

„Sei willkommen in deinem Schloß. Hier hängt der Schlüssel zum Guttenberg. Der Hornberg aber gehört mir, und hier haben Galgenstricke und Ehebrecher nichts zu suchen.“

Junker Kunz wollte aus Schwert fahren. Aber vor Schmerzen stöhnend zog er den Arm wieder zurück. Er sagte grimmig: „Recht so, Bruder, das gehört zu meiner Buße. Du bringst mich um eine Stufe weiter hinauf im Himmel.“

„Weshalb bist du davongelaufen und hast die Mutter mit Gram unter den Boden gebracht?“

„Damit ich wiederkommen könne. Jedoch: was geht's dich an, Bruder, was ich tat? Hast du Schaden dadurch gehabt? Hast du um mich Leid getragen? Ich war schon auf dem Guttenberg. Die Burg ist zerfallen. In den Stuben spielen Regen und Wind mit Eulen oder Flattermäusen. Bis wieder Menschen dort wohnen können, bleibe ich hier, ob's dir lieb ist oder leid; hier bin ich geboren, hier ruhen die Gebeine meines Vaters. Bei ihm, nicht bei dir bin ich zur Herberge. Gib uns zu essen von seinem Gut, das auch mir gehört, und dann weise uns ein Lager an auf seiner Burg.“

Diese tapfere Sprache gefiel dem rauhen Ohne-

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

gnick, so daß er sanfter wurde. Er gehorchte brummend, indem er Essen auftragen ließ. Nach dem Imbiß erzählte Kunz, ohne aufgefordert zu sein, in Kürze seine Erlebnisse. Er war als Knappe und Ritter in Kriegsdiensten gestanden beim Kaiser, in Ungarn, in Burgund, in Frankreich, zuletzt in Genua. Dort kaufte er sich aus dem Erlös seiner Beuten ein altes in die Felsen gehauenes Schlößchen am Meer nebst darunterliegendem Städtlein und nährte sich samt seinen Untertanen schlecht und recht vom Seeraub gegen nichtgenuesische Schiffe. Auch heiratete er die schöne wilde Tochter eines alten adligen Piratengeschlechtes und bekam einen Sohn Gerold. Als er aber auf den zweiten wartete, erschienen die Erbfeinde der Stadt Genua, die Venediger; sie schlugen das genuesische Landheer in zwei Feldschlachten, wobei auch Kunz schwer verwundet ward, und brannten darnach die verhaßten Raubhöhlen an den Meeresfelsen nacheinander aus, wie man Wespennester verbrennt. Die Gattin des Ritters Kunz fiel, tapfer kämpfend, bei der Verteidigung ihrer Burg. Gerold war noch vorher nach Genua zu seinem mütterlichen Oheim, einem Stiftsherrn, gerettet worden. Dem armen Kunz aber, den ein Stich in die Lunge mindestens für lange Zeit kriegsunfähig gemacht, blieb nichts anderes übrig, als mit seinem Sohn Gerold sich in die alte Heimat an den deutschen Neckar zu schleppen, wie der verwundete Löwe stöhnend in die Höhle kriecht, um dort zu heilen oder zu sterben.

Aus der kurzen, gedrungenen und ernsten Erzählung merkte Hans, daß sein Bruder ein anderer geworden war; er bereute jetzt seine hervorgesprudelte Grobheit. Freundlicher begleitete er den Kranken hinauf in dessen Zimmer. Unterwegs aber bekam Kunz einen Hustenkrampf. Schließlich warf er viel rotes Blut aus. Hans empfand tiefes Mitleid. In der Stube angekommen streckte er endlich dem Bruder die Hand entgegen: „Sei gottwillkommen, Bruder!“

Kunz studierte in den harten Zügen des Ohnegnick. Er las darin Ehrlichkeit und das Bestreben, Bereuenswertes wieder gut zu machen. Das gleiche las auch Hans in seines Bruders Augen.

„Ich danke dir, Hans.“

Sie gaben sich die Hand und schauten sich stumm tief in die Augen.

„Und du, kleine Atzel (Elster), so schwarz wie Kohlen und so weiß wie Schnee, was ist denn mit dir, und willst du auch einmal ein Ritter werden?“ fragte Hans den Knaben, indem er ihn zum erstenmal anredete, mit rauher Freundlichkeit. Der Knabe schaute, lachend über die fremde Sprache, vom Oheim zum Vater hinüber.

„Ecco tuo zio, Geraldo. Er versteht nur italienisch. Küsse ihn und segne ihn, Bruder! Du kannst den Burschen vielleicht noch brauchen, er ist ein tapferer Kerl.“

Hans nahm den wilden italienischen Lockenkopf des Knaben zwischen seine ungeheuren Hände, küßte die Stirn und empfahl sich dann. Noch am selben Abend aber ließ er einen weitberühmten Arzt aus Wimpfen kommen. Der gab dem Kranken eine außerordentlich wirksame, für alle Krankheiten nahezu unfehlbare Arznei ein, die er hauptsächlich aus Krebshirn bereitet habe. Denn wie der Krebs nur rückwärts gehe, so könne auch die Krankheit infolge der Arznei jetzt nicht mehr anders als hinter sich weichen.

Am nächsten Morgen konnten die Kinder Richis und Gerold fast nicht warten, bis sie zusammenkämen. Alsbald schlossen sie innigste Freundschaft, obgleich sie einander kein Wort verstanden. Da man sich aber

Hans nahm den Lockenkopf des Knaben zwischen seine ungeheuren Hände, küßte die Stirn und empfahl sich dann.

bekanntlich am besten unterhält, wenn man selber redet und auf anderer Leute Worte nicht hört, so muß die Unterhaltung der Kinder geradezu ideal genannt werden. Einträchtig, Hand in Hand, jedes in seiner Sprache schwatzend, besuchten sie von jetzt ab alle Tage mehrmals die sieben Herrlichkeiten und Weltwunder der Burg, nämlich die rotäugigen weißen Stallhasen, die gelben jungen Gänse, die blöden Kälber, die munteren Füllen auf der Weide, den lahmen Raben, der Adam und Eva sprechen konnte, die alte Eule im Käfig, die immer traurig den Kopf zwischen die Schultern steckte, seufzte und schlief. Manchmal wurde auch noch der wimmelnde Fischkasten unten am Neckar beehrt. Nach und nach wußte Gerold übrigens all diese schönen Sachen deutsch zu benennen, und von frommen Knechten lernte er spielend die unentbehrlichsten Stallflüche.

Kunz litt schwer unter dem Verhältnis zu Katharina. Sie zeigte sich gegen ihn zuvorkommend, wie es der Hausfrau gebührte, aber eiskalt. Nicht eine Miene verriet, daß sie ihn von einsther kannte, daß ihr an seiner Flucht und Heimkehr irgend etwas

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

liege. Daß freilich in stiller Kammer Zorn und Liebe um ihre Seele rangen, bis dieselbe vor Ermattung fast erlosch; daß Künzelin und immer wieder Künzelin ihr Denken erfüllte beim Wachen und Schlafen, das wußte der Kranke nicht. Er sah auch nicht die seltsamen Blicke, die ihn umflatterten und suchten und still auf ihm ruhten wie der kranke Vogel auf dem Zweig, aber scheu hinwegflogen, sobald sein Auge sich zu Katharina wendete.

Und doch mußte Kunz eine Aussprache mit der Schloßherrin herbeiführen. Nicht nur um seiner selbst willen, obwohl er, der Kranke und vielleicht bald Sterbende, unmöglich dem Gericht Gottes mit dem Fluch Katharinas entgegengehen wollte, wenn er diesen Fluch noch loswerden konnte. Er hatte das Mädchen einst verlassen, kalten Herzens, weil er es nicht liebte oder wenigstens nicht mehr, als er andere liebte. Sie war ihm eines seiner vielen süßen Spielzeuge für das starke jugendliche Bedürfnis nach Liebeleien, mehr nicht. Ein armes Mädchen zu heiraten, sich überhaupt jetzt schon an ein Weib zu binden, wo Dutzende sehnsüchtig nach ihm schauten, alsdann auf seiner Felsenburg zu Guttenberg als armer Teufel sich vom Borgen oder wie ein Fuchs im wilden Wald vom Rauben oder Hungern zu ernähren, das fiel ihm nicht im Traum ein. Einem Manne wie Ritter Künzelin stand die Welt offen.

Aber es war gründlich anders gekommen, als er gedacht; freilich auch Künzelin hatte das Leben anders anschauen gelernt. Und nicht nur um seiner selbst, sondern ebensosehr um seines Sohnes Gerold willen mußte er sich mit Katharina aussöhnen. Denn selbst wenn er nach Guttenberg übersiedelte, wäre es grausam gewesen, den armen Knaben in die Einsamkeit mitzunehmen. Und erst wenn Kunz starb? Wer anders sollte dann an Gerold Mutterstelle vertreten als Katharina? Aber sie wich ihm, dem Treulosen, aus. Nie war es ihm möglich, sie unter vier Augen zu sprechen. So brütete er denn über dem Plane, sie um eine Unterredung zu bitten.

Junker Hans, der von diesen Seelenkämpfen nichts ahnte, freute sich der Kinder. Nun wuchs ihm auch das Herz von klein Richis sachte entgegen. Als im Monat April wunderlicherweise nochmals tiefer Schnee fiel, setzte sich der alte Ohnegnick aufs Roß, band den Kinderschlitten samt Gerold und Richis mit einem Seil an den Sattel und trabte nach Gundelsheim in die Rose. Dort ließ er die schneeballende Lateinjugend mit frischen Wecken sich erlaben und kaufte von einem fahrenden Waffenschmied dem Knaben Gerold einen prächtigen scharfen Kinderdolch mit Goldverzierung, Scheide und Gurt zum Umschnallen. Alle Welt erstaunte über solche noch nie an ihm gesehene exzentrische Freigebigkeit.

Gegenüber dem Bruder wurde der im Grunde seines Herzens gutmütige Hans von Tag zu Tag freundlicher. Er war entschlossen, ihn überhaupt nicht mehr von Hornberg fortzulassen, bis der Kranke gesund oder tot sei, und in letzterem Falle Gerold an Kindes Statt anzunehmen. Um so mehr ärgerte es ihn, daß Katharina den armen Schwager so überaus kalt und teilnahmslos behandelte, als ob er ein Wildfremder wäre. Hans glaubte erraten zu dürfen, daß diese Kälte ihm selbst, dem Ehemann, gelte, daß wenigstens er damit getroffen werden sollte. Katharina schien alles, was zu seiner Sippe gehörte, nicht leiden zu können. Er nahm sich vor, hierüber nun doch mit Katharina zu reden, und zwar bald, ehe sich Kunz bei ihm beklagen würde.

Eines Abends, als die Dämmerung schon einbrach, wollte Hans eben in dieser Angelegenheit in Katharinas Kemenate hinaufsteigen. Das war schon lange nicht mehr vorgekommen und fast schlug ihm das Herz. Da begegneten ihm im Gang die Kinder. Freudestrahlend zeigte ihm Richis ein großes Pergamentblatt, auf welchem in grellen Farben das Bild des heiligen Kriegsmannes Nazarius gemalt war, des Schutzpatrons des Klosters Lorsch. Das Blatt stammte offenbar aus einer Urkunde.

„Darf man einen Heiligen also herumschleppen? Wo habt ihr das Bild her?"

„Aus der Kemenate. Die Mutter hat es gehabt und hat geweint und ist eingeschlafen. Dann habe ich es genommen."

Das Pergament war wirklich feucht, vielleicht von fallenden Tränen. Hans drehte es neugierig herum, las und verfärbte sich. Auf der leeren Seite stand: „Mein Herz ist schwer und krank und will versinken wie ein wundes Schiff im weiten Wasser, es sei denn, Geliebte, daß du mir vergebest. Sage mir, ob du zu mir oder ich zu dir kommen soll, damit ich reden kann, ehe ich stumm werde. Ich, Ritter Kunz, dein Künzelin, habe das geschrieben mit meiner eigenen Hand."

Der Schloßherr lachte wie die Hölle, also daß der gewölbte Gang zitterte. Mit dem Schreiben in der Hand stürmte er davon, dem Zimmer des Bruders zu. Gerold folgte ihm, besorgt um das Schicksal des herrlichen Heiligen. Hans traf den Bruder, als dieser eben zur Tür heraustrat.

„Hast du das geschrieben, ehebrecherischer Hund?"

Kunz erbleichte, nicht aus Furcht, aber bei dem Gedanken, Katharina habe ihn an Hans verraten und ausgeliefert.

„Ja!"

„So wehr dich deines Lebens! Zieh vom Leder!" Hans riß das Schwert aus der Scheide, Kunz kreuzte die Arme über der Brust. „Stoß zu, Hans."

„Ich bin kein Mörder, wehr dich, sonst werd' ich's und wir fahren beide zur Hölle."

Die Faust des Wütenden fuhr mit dem Schwert ausholend in die Höhe. Jeden Augenblick konnte die schwere Waffe auf das Haupt des Wehrlosen niederschwirren. Da hörte Hans hinter sich den Zorn- und Schreckensschrei des Knaben. Zugleich stieß Hans einen Laut der Überraschung aus. Dann rasselte das Schwert auf den Boden, Hans sank in die Knie.

„Heiliger Gott, hilf mir! Es wird ganz dunkel."

Gerold hatte, ein heißblütiger entschlossener Genuese,

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

mit dem geschenkten Dolch den Oheim von hinten niedergestoßen.

Als man den ohnmächtigen, blutenden Herrn fand, wußte niemand, wie all das zugegangen sein sollte. Man verwunderte sich nur, daß Ritter Kunz und Gerold aus dem Schloß verschwunden waren, und man redete über die Sache allerhand dummes Zeug.

Nur Katharina durchschaute den Zusammenhang, als sie aus Richis die Geschichte mit dem Bild herauskatechisierte. Sie sandte heimlich vertraute Knechte aus, um nach den Flüchtigen zu fahnden. Aber diese wurden nirgends mehr angetroffen.

Das schöne Katherle war der Verzweiflung nahe. Droben in seiner Stube lag der verwundete Hans in heißem Fieber. Er fluchte, betete, weinte durcheinander. Gräßliche Verwünschungen stieß er aus gegen sein Weib, seinen Bruder und dessen Sohn. Oftmals schlug er nach Katharina mit der Faust oder er stieß sie mit dem Fuß. Aber sie ließ sich nicht verjagen. Tränenlos, totenbleich wachte sie an seinem Lager Tag und Nacht. Niemand durfte sie ablösen. So wurde sie elend wie ein Gespenst. Aber sie wollte sterben, sterben in der Pflege ihres Gemahls. So hoffte sie Gott zu versöhnen für alles, was sie an dem armen Hans seither gesündigt hatte.

„Heiliger Gott, hilf mir! Es wird ganz dunkel."

* * *

Obwohl der schon genannte berühmte Medizinmann nicht nur mit seiner unfehlbaren Krebshirnarznei, sondern auch sonst noch mit allerlei höllischen Tränken, mit Schröpfen, Aderlassen und Larieren dem kranken Hans zu Leibe ging, entrann dieser dennoch dem Tode. Eines Nachmittags schlief er fest ein und schlief nun vierundzwanzig Stunden ununterbrochen. Als er aufwachte, war er wieder bei Verstand. Mühsam knüpfte er die wirren Fäden in seinem Gedächtnis aneinander. Die klare Erinnerung an das Vorgefallene stellte sich ein. Und so lag der matte Mann in seinem Bett und starrte an die Decke. Katharina ließ sich nicht sehen.

Ein Mann wurde hereingeführt, angetan wie ein Ritter, obwohl er keiner war. Denn er stellte sich vor als Meister Simon Guldenschuh, Dienstmann des Klosters Lorsch im Lobdengau. Er eröffnete dem Ritter, Herr Kunz von Ültzingen habe die Burg Guttenberg samt Dorf Mühlbach und den Höfen jenseits des Neckars um 70 Gulden dem Kloster verpfändet. Die gnädigen hochwürdigen Herren von Lorsch aber hätten ihn, Simon Guldenschuh, zum Verwalter und Vogt der Herrschaft Guttenberg eingesetzt.

Hans biß die Zähne aufeinander. Er machte eine Anstrengung, um aus dem Bett zu fahren, dem Fremdling an die Gurgel zu springen oder ihn zum Fenster hinauszuwerfen. Aber er konnte sich nicht von der Stelle rühren. „Mensch," sagte er mit matter Stimme, „wenn du mir nochmals vor Augen kommst, so hüte dich, denn ich werde dir mit dieser meiner Faust den Schädel einschlagen! Und meinem Herrn Bruder sage, dem Ehebrecher, was du jetzt hörst: Ich will ihn und die giftige Natter, die mich gestochen hat, aufsuchen zu Wasser oder zu Land, auf der Erde oder in der Luft, und wenn ich sie habe, so werde ich ihnen tun nach Gebühr. Ich werde sie aufhängen, wo sich ein Nagel oder ein Ast findet, mit meiner eigenen Hand, und kein Teufel oder Kaiser soll mich darum strafen. Das schwöre ich, Hans Ültzinger, beim lebendigen heiligen Gott und bei meiner armen Seele. Nun aber weg, verdammter Klosterschuster oder Schreiber oder was du bist!"

Meister Guldenschuh zog sich sachte zurück und verschwand. Er hatte vom Ritter Ohnegnick schon sattsam gehört, um vorsichtig zu sein.

Als er weg war, trat Katharina ein. Sie blieb an der Schwelle stehen, die brennenden Augen zu Boden gerichtet. Hans schaute nicht nach ihr um, sondern er drehte sich stöhnend der Wand zu. Katharina wagte es, näher und näher zu kommen. Endlich warf sie sich vor dem Bett nieder und flehte: „Herr Ritter, mein Herr und Gemahl, Erbarmen, Erbarmen, ich bin unschuldig!"

Das war Hans etwas ganz Neues. Trotz seiner Wut und Schwäche tat es ihm unsagbar wohl, daß sein stolzes Weib vor ihm kniete. Er wälzte sich mühsam wieder ihr zu; sie ergriff seine bleiche Faust und bedeckte sie mit einem Strom von Tränen.

„Darf ich Euch sagen, wie es ging und daß ich unschuldig bin?"

„Ja, Katherle."

Auch dem wilden Hans stürzten die Tränen aus den Augen.

Katherle legte eine Generalbeichte ab. Sie erzählte alles von Anfang an, vom Tage an, wo sie den schönen Künzelin zuerst gesehen hatte, bis an den Tag des Unglücks.

Da fanden sich endlich die Herzen zusammen. Sie

hatten beide gesündigt und hatten sich beide zu vergeben.

Als Hans zum erstenmal wieder mit Katharina ausritt, ging die Reise nach Heilbronn ins Frauenkloster. Dort hatte das Ehepaar zur Sühne seiner Sünden, zum Heil ihrer Seelen und zur Ehre Gottes

„Herr Ritter, mein Herr und Gemahl, Erbarmen, Erbarmen, ich bin unschuldig!"

einen Altar gestiftet, auch leidlich mit Gütern und Gefällen ausgestattet. Der Bischof von Speyer nahm in eigenster Person die Weihe vor. Und als ob nun Gott wirklich den armen Sündern von Hornberg wieder gnädig sein wolle, sandte er ihnen ein seltsames Wunderzeichen.

Es befand sich nämlich im Kloster eine alte Nonne, welche im Geruch großer Heiligkeit stand, überdies auch die Gabe der Weissagung besaß. Hatte sie nicht einst auf der Wallfahrt nach Kißlau einen blutdürstigen grausamen Wolf allein durch Anrufung des dreieinigen Gottes in die Flucht geschlagen, so daß er heulend wieder in den Wald lief, daraus er gekommen war? Konnte ein Zweifel sein, daß dieser Wolf niemand anders gewesen ist als der leidige Teufel selbst? Hat man ihn doch greulich lachen hören, als er wieder im Wald verschwunden war! Stand nicht an der Stelle eine hölzerne Kapelle, bei welcher Wallfahrten und Wunder geschahen? Auch haben manche Leute beteuert, sie hätten es einst selbst gesehen, wie besagte Nonne beim Eisgang unterhalb Gerach trockenen Fußes über den Neckar gewandelt sei.

Über diese Heilige nun kam bei der Einweihung des Altars plötzlich der Geist der Weissagung. Sie verdrehte die Augen, ballte die Fäuste, stürzte zu Boden und begann zu schreien: „Der Geist des Herrn ist bei mir und tut mir kund, daß der Knabe Gerold wiederkommen soll. Er wird der Hirt einer großen Herde werden und die Leute der Burg Hornberg aus Todesgefahr retten. Darnach aber kommt der große und schreckliche Gerichtstag des Herrn und das Verderben über alle Sünder, geistliche und weltliche. Denn sie haben ihrer Herde vergessen, die sich Hirten nennen und doch Wölfe sind. Wehe euch, ihr gesalbten Priester, wehe euch, ihr Bischöfe . . ."

Bisher hatte der Bischof von Speyer andachtsvoll zugehört. Als es aber so kam, gebot er ihr Schweigen; sie schrie noch ärger und begann auch vom Papst zu reden, da ließ sie der Bischof zornig hinaustragen.

Unser Ritter Ohnegnick und alle Anwesenden aber waren tief erschüttert. Sie priesen Gott mit lauter Stimme. Allerdings wollte es dem Ritter nicht passen, daß Gerold ein Hirte, d. h. Priester oder Abt oder Bischof, werden sollte. Er hätte ihn lieber als Junker wiederkehren sehen. Doch mochte es gehen, wie es wolle, so war's ihm schließlich recht.

Aber halt! Wie stand's mit seinem Schwur, den er vor dem Guldenschuh getan hatte? Es lief dem Ritter siedendheiß den Rücken hinab. Geschworen ist geschworen.

Das war ein bitterer Tropfen in den Freudenkelch. Hans wandte sich alsbald an den Bischof, was er tun könne, um sich vom Schwur zu lösen. Dieser machte ein bedenkliches Gesicht. Das sei eine schlimme Sache. Er wolle sich aber für den Ritter beim Papst verwenden, wenn er von Hans die langen Lußheimer Rheinwiesen wieder bekäme, die dieser dem Stift neulich abgeknüpft habe.

Da wandte ihm Hans zornig den Rücken, ließ satteln und ritt mit seinem Gefolge davon.

III.

Bären und Hornisse.

Der freundliche Leser möge nun eine Zeit von etwa zehn Jahren überschlagen und sich einstweilen vorstellen, Hans sei grau geworden, Katharina ebenfalls zu reifen Jahren gekommen. Richis wurde ein schönes Mädchen, so reizend wie einst ihre Mutter gewesen, nur ohne deren früheren Stolz. Frisch und gewandt, fleißig und entschlossen hantierte sie in Küche und Keller, Milchkammer und Garnspeicher, wie es damals sich für Ritterfräulein schickte. Sie fürchtete sich nicht vor wilden Rossen, fluchenden Knechten und betrunkenen Küfern. In ihrer Gegenwart blieb sogar dem Vater Hans mancher Fluch im Halse stecken. Still zog er alsdann die rauschenden Segel seines Zornes ein und ging von dannen.

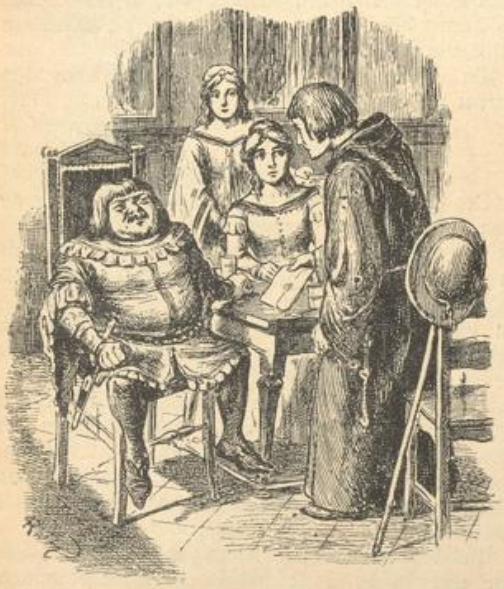
Und doch lebte in dem tüchtigen, resoluten Mädchen eine weiche Seele und im innersten Kämmerlein des Herzens keimte zarte Sehnsucht und Liebe. Auch ihre Liebe galt freilich wie einst die der Mutter einem Verlorenen, dem schönen Knaben Gerold. Als damals der kleine Vetter spurlos verschwunden war, hatte Richis wochenlang in allen Ecken der Burg weinend nach ihm gesucht und gerufen. Eine unnennbare Sehnsucht trug sie aus dem Kindesalter

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

hinüber in die Jungfrauenjahre. Aus der träumenden Knospe der Sehnsucht erblühte aber die holde Wunderblume tiefer, süßer, wehmütiger Liebe. Sie wußte wohl, daß Gerold, wie geweissagt, als Priester wiederkehren werde. Und wann? Wenn sie beide alt und grau geworden? Nun, in Gottes Namen, wenn sie ihn nur noch einmal sah, ehe sie die Augen schloß.

Junge Mädchen waren eben schon damals rührsam.

Um Pfingsten nun, da die deutschen Rompilger von der Osterfeier an den Gräbern der Apostelfürsten Paulus und Petrus aus der heiligen Stadt zurückzukehren pflegten, stellte sich auf der Burg ein frommer Wallfahrer ein, Ritter Hans Thomas von Breidenbach aus dem Odenwald. Er hatte es für dringend nötig befunden, sich in Rom für allerhand dunkle Sünden Absolution zu holen, denn er war eines der vielen verzweifelten armen Raubkäuzlein des Lobdengaues, ein unheimlicher Kerl mit lauernden Augen, die in allen Winkeln des Schlosses suchend umherschnupperten wie ein hungriger Hund in der Küche. Der Breidenbacher zog, nachdem er sich weidlich gestärkt, einen Brief aus dem Pilgergewand. Das Schreiben stammte von dem Abt eines italienischen Klosters, in welchem deutsche Pilger häufig zu übernachten pflegten, wenn sie im heiligen Eifer auch noch gewisse oberitalienische Gnadenorte besuchten. Sofort mußte ein gelehrter Stiftskaplan aus Mosbach antreten, um dem Schloßherrn den lateinischen



Der Breidenbacher zog einen Brief aus dem Pilgergewand.

Brief zu übersetzen. Man erfuhr folgendes: In dem besagten Kloster war Ritter Kunz sterbend mit Gerold angekommen. Er liegt dort begraben. In seinem Gewand hatte man jedoch ein Schreiben gefunden, welches seinen Namen und seine Herkunft offenbarte, zugleich auch die Bitte enthielt, dem Bruder Hans von Ueltzingen auf Schloß Hornberg am Neckar mitzuteilen, daß der Sterbende ihm verziehen habe. Der Abt des Klosters aber unterschlug den Brief, weil ein Jahr lang keine Gelegenheit zur Beförderung desselben war und weil er Gerold unterdessen über alles lieb gewann. Er fürchtete, Gerold könne ihm durch den Oheim genommen werden. So behielt und erzog er den schönen Knaben, damit dieser vielleicht einst sein Nachfolger werde. Aber der Knabe wollte sich nicht zum Mönch schicken, sondern nur reiten, fechten, weltliche Gewandung tragen und anstatt Heiligenlegenden Heldenlieder lesen. Der alte Abt sah ihm vieles nach und hoffte auf die Einwirkung der Zeit, der Umgebung und seiner grenzenlosen Liebe. Allein er starb unerwartet, und der neue Abt, der schon längst mit Unwillen den sündigen Trotz des Jünglings angesehen hatte, zog andere Saiten auf. Gerold wurde eingesperrt und mit Hunger und Schlägen traktiert. Als man ihn, scheinbar völlig gebrochen, wieder freiließ, entfloh er. Aber er wurde eingefangen und noch grausamer gezüchtigt. Nun verstieg sich sein Trotz soweit, daß er sich weigerte zu beten. Man hielt ihn für einen vom Teufel Besessenen und ging dem Satan mit Hunger, Geißel und Weihrauch zu Leibe. Da entfloh Gerold abermals. Er lief in stürmischer Nacht ans Meer, bestieg ein Schifflein und wagte sich in das empörte Wasser, wohl um nach Genua zu seinem Oheim zu fahren. Allein Gott strafte solchen teuflischen Trotz offenbar durch einen schrecklichen Tod im Meer. Das Schifflein kehrte nämlich umgestürzt in den Hafen zurück, Mantel und Hut des Jünglings wurden ans Ufer angeschwemmt. Also Nachricht hiervon an den Oheim zu Hornberg am Neckar, damit dieser für das Seelenheil des verirrten Sohnes rette, was zu retten sei. Der Abt empfahl zu diesem Zweck dringend reichliche Seelenmessen im Kloster, wofür Junker Hans so und so viel Goldgulden neuer Venediger Währung, fehlenden Falls Augsburger Münze, entrichten möge, aber pränumerando. Man hatte mit deutschen Rittern seine Erfahrungen schon gesammelt.

Auch dem Breidenbacher ward der Inhalt des Briefes mitgeteilt. Er war sehr erstaunt darüber, denn auf der Hinreise hatte er im Kloster den auffallend schönen Jüngling Gerold kennen gelernt und von dessen Besessenheit mit frommem Schauder gehört. Auf der Rückreise war ihm auch die Flucht und das traurige Ende des Unsinnigen mitgeteilt worden, ohne daß man ihm jedoch sagte, daß es ein Landsmann sei. Der Breidenbacher wußte auch sonst noch allerhand zu erzählen von Gerolds Tun und Leiden. Die Hornberger fühlten traurig das schwere Los mit, das den unglücklichen Knaben aus der blühenden Lebenslust in den grausamen Tod getrieben. Die Weissagung der Nonne war also Teufels Trug gewesen.

Hans und Katharina saßen stumm und zerknirscht, denn sie hatten auch diesen Tod auf dem Gewissen. Richis aber weinte laut um den toten Geliebten.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Der Breidenbacher reiste seltsamerweise sehr schnell wieder ab, der Heimat zu, wie er sagte. Allein er machte einen Abstecher nach Lorsch und berichtete dem Abt, was in Italien geschehen war. Das fuhr dem Probst gewaltig in die Nieren und er schnauzte den Breidenbacher zuerst fürchterlich ab, daß dieser die Todesnachricht dem Ohnegnick überbracht hatte. Denn nun war zu erwarten, daß dieser alsbald, als Erbe des Bruders, die Burg Guttenberg auslöste und einforderte. Was sollte man tun?

Der Breidenbacher, sonst dem Kloster willkommen wie eine Schmeißfliege dem Käs, wußte einen Rat: das Kloster solle ihn, ehe Hans Ohnegnick zugriff, auf zwanzig Jahre mit der Burg belehnen. Er wolle das Nest alsdann gegen Hölle und Teufel dem Kloster erhalten.

Was wollte man machen? Man stellte noch am gleichen Tag dem Breidenbacher den Lehensbrief aus.

Nach einigen Tagen schon ließ Ritter Hans denn auch durch einen Notarius in Heidelberg, als einziger Erbe des Bruders und Neffen, das Schloß Guttenberg mit Zubehör fordern. Die Pfandsumme wollte er sofort erlegen. Allein das Kloster antwortete, in dem Pfandvertrag stünde nur von Kunz und Gerold, nichts von weiteren Erben, die zur Einlösung berechtigt seien. Wenn also Kunz und Gerold wirklich tot seien, könne es niemand mehr einlösen; so falle das Schloß unwiederbringlich an Lorsch. Und zum Zeichen, daß das Kloster besagtes Schloß jetzt als Eigentum betrachte, habe man damit bereits Unsern ehrsamen, lieben, festen, frommen und getreuen Ritter Herrn Hans Thomas von Breidenbach belehnt.

Hans Ohnegnick war nicht der Mann, sich diese Rechtsauslegung gefallen zu lassen. Er rüstete sich in aller Stille zum Prozeß, d. h. zur entscheidenden, schwersten Fehde seines Lebens, zum Kampf mit einem der ältesten und mächtigsten deutschen Klöster, dessen Besitz so groß war wie ein kleines Fürstentum und hinter dem überdies der gewaltige Erzbischof und Kurfürst von Mainz als Oberlehnsherr stand. Hans ward in aller Stille Bundesgenossen unter den Rittern des Neckargaues, die dem Kloster schon lang gerne eins ausgewischt hätten, weil es mit seinem enormen Reichtum Gut um Gut, Burg um Burg an sich brachte, während die Ritterschaft mehr und mehr verarmte. Die Edelleute stifteten also untereinander einen Bund und nannten sich die Bärenbrüder. Der Plan war, den Guttenberg durch Überfall für Hans zu erobern und gegen Lorsch und Mainz gemeinsam zu behaupten. Man rüstete in aller Stille. Hans ließ aus den umliegenden Gütern, dem Stockbrunnerhof, Hard- und Dornbachhof sowie dem großen Gut zu Bargen die vom Winter noch übrigen reichen Vorräte ins Schloß schaffen; angeblich um sie dort besser zu verkaufen, in Wahrheit aber, um die Burg für den Fall einer Belagerung mit Proviant zu versehen. Ein Rüstmeister aus Heidelberg mußte heimlich Rüstungen und Waffen ausbessern. Der Brunnen wurde gereinigt und vertieft und anderes mehr. Auf St. Annentag endlich sollten Abends Menschen und Vieh aus sämtlichen Höfen nach der Burg übersiedeln und Nachts darauf das Schloß Guttenberg durch Überfall genommen werden.

All dies ging im Verborgenen vor sich, ohne daß jemand anfangs eine Ahnung davon hatte. Denn in der Öffentlichkeit täuschte und beschäftigte Hansens Advokat die Lorscher Klosterherren durch lange Proteste, Rechtsabhandlungen, Antworten und durch Drohungen mit dem Kaiserlichen Gericht, von dem doch kein Mensch etwas erwartete.

Nun aber geschah es, daß Hans einen Waibstadter Juden, der ihn nach seiner Meinung bei einem Pferdehandel übervorteilt hatte, auflauern ließ. Der arme Menschwurde, obwohl er seine Ehrlichkeit und Unschuld beteuerte, in das schauerliche Burgverlies des Hornberg gesteckt. Als man ihn mit der Winde am Strick von oben in das Loch hinabließ, riß der Strick und der arme Jude erlitt noch einen Rippenbruch. Er mußte ohne Doktor gesund werden.

Der Jude hatte nämlich über seinem Haupte ein Gespräch zweier Verbündeten des Ohnegnick belauscht.

Da er sich ferner weigerte, unkoschere Nahrung zu essen, wäre er bald verhungert, hätten nicht seine Verwandten endlich das Lösegeld für ihn aufgebracht. So wurde er halbtot wieder heraufgezogen und entlassen. Aber er nahm aus seinem Gefängnis nicht nur Hornberger Läuse und die leidige Krätze mit, sondern auch das wichtige Geheimnis des Ritters Hans. Der Jude hatte nämlich über seinem Haupte ein Gespräch zweier Verbündeten des Ohnegnick belauscht, die nicht ahnten, daß drunten unter ihren Füßen ein Zuhörer saß. Flugs lief der Jude nach seiner Freilassung über den Neckar zum Ritter von Breidenbach und teilte ihm das Gehörte mit, aber unter dem eidesstattlichen Versprechen des Ritters, daß, wenn der Hornberg erobert werde, ihm als Lohn die große Gänseherde zufalle.

Nun tat auch der erschrockene Breidenbacher schnell

das Seine. Ihm, der sich schon herzlich reich dünkte, wenn er nur zwei ganze Stiefel an den Beinen trug, war im Besitz der Herrschaft Guttenberg wonnig wohl gewesen. Jetzt war er in seinem Glück bedroht und schlimmen Falls wiederum seinem früheren armseligen Odenwälder Räuberleben überantwortet. Und das pflegte schließlich denn doch häufig mit Galgen und Rad zu endigen. Auch der Breidenbacher stiftete also unter seinen Odenwälder Spießgesellen, den armen Felsenkäuzlein, einen Bund. Er fand Genossen genug dazu, denn der Ohnegnick wurde viel beneidet, weil er so reich und mächtig geworden war wie ein kleiner Fürst, und viel gehaßt, weil er schon mit manchem armen Raubgesellen à la Breidenbacher, wenn er ihm lästig wurde, kurzen Prozeß machte. Die Odenwälder nun nannten ihren Bund die Hurnauspen (Hornwespen, Hornisse) und wählten folgendes Bundeszeichen und Feldgeschrei:

Hurnauspen, tut euch itzt erwecken,
Wir wölln die großen Bären stechen.

Um nun aber des gefürchteten und gewaltigen Ohnegnick Meister zu werden, mußte man ihn natürlich überraschen und unschädlich machen, ehe er selbst losschlug. Man faßte also den Plan, auf den Vorabend des Peter- und Paulstages von allen Seiten her vorsichtig an die Burg Hornberg sich anzuschleichen. Da an diesem Tag oder Abend nach Beendigung der Heuernte den Knechten gewöhnlich ein großes Mahl mit entsprechender Zecherei beschert wurde, so stand zu erwarten, daß bis Mitternacht sämtliche männlichen Insassen der Burg total bezecht in tiefem Weinnebel lagen und nicht einmal durch die Posaune des jüngsten Tags erweckt werden konnten. Da schien es möglich, die Burg zu ersteigen und einzunehmen. Hatte man aber erst Hornberg und den Junker Ohnegnick, so war der Krieg gewonnen und nicht nur Guttenberg gerettet, sondern auch Anwartschaft auf Belohnung und Beförderung im Dienst des Klosters Lorsch erworben.

Hans Ohnegnick, sonst immer gut unterrichtet, erfuhr merkwürdigerweise von alledem nichts. Freilich hier hatte er es auch mit den geriebensten Räubern des Odenwaldes zu tun. Der Breidenbacher war so frech und seiner Sache gewiß, daß er, um Ritter Hans völlig sicher zu machen, eine umgestürzte Mauer seines Schlosses nicht einmal aufbaute, so daß man mit einem Fähnlein Handwerksburschen am hellen Tage es erobern konnte. Armer Hans, sieh dich für!

IV.

Der Gänsjunker.

Etwa drei Wochen vor Peter und Paul saß Richis am frühen Morgen beim Schloßbrunnen und nahm den Parademarsch ab über die große Gänseschar, welche unter dem Oberbefehl des alten tauben Michel zur Felddienstübung auf dem Gänseanger oberhalb der Burg ausrückte. Voran marschierte stolz ein Paar riesiger schwarzer Gänse, die aus Spanien stammen sollten, ein Geschenk des Abts von Schönthal. Weil sie mit tiefen Stimmen begabt waren und anstatt Gagag: Gog oder Gagog sagten, hatte sie der Pfarrer von Neckarzimmern nach der Offenbarung St. Johannis Gog und Magog genannt. Das Männchen, der Gog, war besonders stark und wild und duldete andere Gänseriche nur, wenn sie sich bescheiden an der Peripherie seines Wirkungskreises umherdrückten und sich sehr duckten und klein machten. Andernfalls wurden sie blutig gebissen.

Eben war die letzte Gans fröhlich über die Zugbrücke gewatschelt, da schritt ein schöner, schlanker Jüngling durchs Burgtor in den oberen Schloßhof. Tief errötend näherte er sich dem Fräulein.

„Was willst du?" fragte Richis verwirrt über die etwas fremdartige Schönheit und Gewandung des Jünglings.

Dieser legte traurig den Zeigefinger der rechten Hand auf den Mund. Er war also taubstumm.

„Was willst du?" fragte Richis verwirrt.

„Ach du armer Knabe, helf dir Gott!" rief Richis erschrocken. Sie stand auf und winkte dem Fremden, ihr zu folgen. In der Knechtsstube ließ sie ihm mitleidig Speise und Trank vorsetzen. Die Mägde starrten allesamt, der Arbeit vergessend, den herrlichen Jüngling an; als sie erfuhren, er sei taubstumm, wurden sie nur noch mehr für ihn eingenommen. Der arme Mensch aber schien wenig Interesse für sie zu haben. So oft er aufschaute, suchten seine leuchtenden Augen Richis. Dennoch schlossen die Mägde den schönen Fremdling natürlich in ihr Herz. Sie baten Richis inständig, man möge den armen Dubel (Tolpatsch) auf dem Schloß behalten. Er könne ja als Küchenjunge verwendet werden. Die Knechte seien ohnehin nicht zum Holzspalten und Wassertragen

u bringen oder schimpften so greulich, wenn sie es un müßten.

Also bedeutete Richis den Taubstummen, er solle olz tragen. Er tat es zögernd. Auch holte er Wasser. Aber schon am Abend merkte Richis, daß ie Mägde sich allesamt nur um den Fremden zu chaffen machten und ihre Arbeiten versäumten. Da- er befahl sie ihm am Morgen durch Zeichensprache, mit dem alten tauben Michel auf die Gänseweide uszurücken. Man nannte ihn jetzt den Gänsjunker. Der alte Michel war über seinen Adjutanten sehr rfreut. Er tat ungemein wichtig und lehrte ihn die auptschwierigkeiten und Kunststücke seines hohen Amtes so gut, als ein Taubstummer den andern ehren kann. Nach wenigen Tagen hatte der Jüng- ng Michels Künste doch schon so sehr erfaßt, daß er Alte sich entlasten und morgens im Heu stecken leiben konnte, um den Gänsjunker allein ausfahren lassen. Eine merkwürdige Angst hatte dieser brigens vor dem Schloßherrn, obwohl der sich gar icht um ihn kümmerte. Aber wenn er auch nur in ie Nähe des Gänsehirten kam, wurde dieser blaß nd aufgeregt.

Seltsam war auch, daß schön Richis sich nunmehr ngemein für das leibliche und geistige Wohl der Gänse teressierte. Fast täglich mußte sie nach ihnen schauen. Wenn nur der Gänsjunker sie nicht immer mit so rahlenden Augen und errötenden Wangen begrüßt ätte. Es machte sie fast traurig.

Wenn Gerold noch lebte, war er ungefähr so alt ie dieser arme Mensch. Ob er auch so schön war? r konnte wohl nicht schöner sein.

So kam die verhängnisvolle Stunde an St. Peter- nd Paulstag. Gegen Mitternacht schlichen die urnauspen wie Schlangen der Burg zu. Sie gerten sich schweigend in dem mit Birken durch- achsenen Eichengestrüpp am Berg hinter dem Schloß. hr Kriegsplan lautete: Vier gewandte Burschen lten auf einer langen starken Leiter über den fen Graben gehen, dort mittelst einer zweiten Leiter e Mauer an niedriger Stelle übersteigen und inner- alb des Hofes auf den Dunghaufen abspringen; rnach von innen her die betrunkenen Torwächter in rer Stube überfallen und ohne Geräusch nieder- echen, das Tor rasch öffnen, die Brücke herunter- ffen und den Hurnauspen Eingang verschaffen. Die ornberger Knechte konnte man einzeln, wenn sie wa im Halbrausch aus ihrer Wohnung durch die nge Pforte in den Hof herauseilten, leicht nieder- echen, das innere Tor indessen einschlagen und den errn in seinem Pallas überfallen.

Eben blies der Nachtwächter drunten in Steinbach, rnach in Haßmersheim Mitternacht. Der Breiden- acher, der auf einer an die größte Birke angelegten eiter stand, brummte dreimal wie ein Horniß. Das ar das Zeichen. Die vier Kletterer zogen alsbald hre Leiter über den Graben. Dunkel, gespenstig, umm, ahnungslos glotzte der Bergfried, der un- ehenere Wartturm der Burg, in die Finsternis hin- aus. Noch eine Viertelstunde und Hornberg war erobert, der verhaßte Ohnegnick ein toter oder geschlagener Mann. Nichts regte sich in der Burg. Die großen wilden Hunde lagen tot in ihren Hütten. Denn der Jude war am Abend nochmals in der Burg gewesen, angeblich um den Knechten Wundsalbe zu verkaufen. Bei der Gelegenheit hatte er den Tieren ein Gift beigebracht, welches sie in wenigen Stunden töten mußte. Die betrunkenen Knechte bemerkten es nicht. Der Jude Nathan stand bei dem Anführer unter der Leiter. „Krieg' ich auch die Gäns', oder krieg' ich se nicht? Wenn Ihr nicht sagt ja, so schrei' ich! Gott, er hört nicht, der Ritter. Er sagt nicht ja. Krieg' ich die Gäns' oder soll ich schreien?" Der Jude zitterte vor Geschäftsgeist. „Ob ich se . . ."

Ein furchtbares Geschrei, wild, in fremder Menschensprache, machte ihn verstummen. Das Blut blieb ihm im Herzen stillstehen. Zugleich rauschte es in den Büschen, in den Birkenwipfeln, in der finsteren Luft wie das wilde Heer. Man hörte den Flügelschlag der gespenstigen Rosse des wilden Jägers und das gellende Wiehern der stürmenden Hengste.

„Der Teufel kommt, oder der wilde Jäger, Gott sei bei uns!" flehte der Breidenbacher.

„Der Messias kommt," zeterte der Jude und begann hebräische Gebete herzuschreien. Aber da flogen zwei schwarze Ungetüme durch die Luft, rannten an den Breidenbacher an und stießen ihn von der Leiter herab, daß er ein Bein aus der Hüfte fiel und die Schulter brach. Er wälzte sich in brüllenden Schmerzen. Die tapferen Hurnauspen aber machten sich schreiend durch die Weinberge davon, ihre Leitern stehen lassend. Nur der Jude, vor Schrecken gelähmt, blieb bei dem Ritter.

Da piepste es neben ihm im Gras und eine Gans trat mit ihren halbwüchsigen Jungen aus dem Gebüsch. Sie schüttelte die Flügel und sagte munter und befriedigt: „Gagag," guten Abend.

„Ich glaub', daß es ist eine Gans. Gott der Gerechte," schrie der Jude und schlug sich ans Bein, „meine Seel', sind sie davongelaufen vor der Gänsherd', die meschugge Kerl'. Ist schon so was gewesen, seitdem Amalek ist geschlagen worden mit Blindheit? Au weih, meine Gäns! Wie wird er toben, der Ohnegnick."

Und auch der Jude machte sich eilends aus dem Staub, als ob ihm der Ritter Hans schon am Kragen wäre.

Gerold hatte mit seinen Gänsen die Hurnauspen wahrhaftig und tatsächlich vertrieben. Er warf nun mit Steinen mächtig ans Tor der Burg und brachte durch sein Geschrei die Wächter vollends auf die Beine. Diese stießen ins Horn, brannten Pechfackeln an, weckten die Knechte, daß sie mit Spießen auf die Mauer liefen, und riefen den Ritter Hans, der nicht schlecht fluchte. Aber man sah draußen keinen Feind; den Gänsjunker, der wie ein Wahnsinniger schrie und gestikulierte, verstand man nicht. Erst als der Tag graute und das Gelände übersehbar war, wagte man sich vor das Tor und fand nur den vor Schmerz halb ohnmächtigen Breidenbacher.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Dieser erzählte resigniert den Vorgang und bat mit matter Stimme um ritterlich Gefängnis, Arzt und Pflege. Mitleidig wollten ihn die Knechte gerade auf eine ausgehobene Schweinestalltür legen, da erblickte der Gefangene plötzlich den Gänsjunker. Seine schmerzhaft müden Augen verglasten sich.

„Alle guten Geister loben Gott den Herrn! Was willst du von mir, lausiger Lateiner, du Nichtsnutz, du Ketzer, daß du aus der Hölle entläufst? Ich habe dir doch nichts zuleide getan und den Brief bestellt.“

„Kennst du den Burschen?“ fragte der Schloßherr, der mit Richis herzugetreten war, und machte verwunderte Augen.

„Das ist ja der Schlingel aus dem italienischen Kloster, der davonlief und im Meer ersoff, über den ich auch den Brief gebracht habe.“

„Gerold!“ schrie Richis und lag an seinem Hals.

Totenbleich stand Hans Ohnegnick daneben. Sein Schwur, sein Schwur! Da durchflog ihn ein rettender Gedanke. Mit gewaltiger Faust griff er nach dem Ledergürtel, der um die Hüften des Jünglings lag, riß die schlanke Gestalt aus den Armen der Tochter und schwang sie in die Luft. Alle entsetzten sich. Richis wollte dem Vater in die Arme fallen. Aber schon zappelte der Jüngling an einem Pfosten des Stalles. Hans hatte ihn mit dem Gürtel an einen dicken eisernen Nagel aufgehängt, wo sonst die Sättel hingen, und lachte, daß das Pflaster wackelte; dann nahm er ihn wieder herunter und küßte ihn.

So war der schreckliche Schwur erfüllt und die langen Matten blieben dem Ritter.

Noch am selben Morgen wurde die Burg Guttenberg ohne Schwertstreich eingenommen.

Bald hatte Gerold soviel Deutsch gelernt, daß er Schön Richis erzählen konnte, wie nur die Liebe zu ihr ihn zweimal zur Flucht aus dem Kloster und zuletzt ins stürmische Meer getrieben. Wie er mit seinem Schifflein am Felsen gescheitert, aber durch die Wogen ans Land geworfen ward. Wie er dann, bitter hungernd, durch die Alpen und das Schwabenland gezogen, bis er endlich nach Hornberg kam, glücklich, als seine Augen Richis sahen, zitternd vor der Rache des Oheims. Daß dieser ihm den verhängnisvollen Stich vergeben hatte, wußte er nun freilich schon; auch daß Frau Katharina ihm eine liebe Mutter sein wollte.

In jener Schreckensnacht vor Peter und Paul war Gerold mit seiner Herde wie so manchmal an heißen Nächten draußen im großen und geschützten Pferch geblieben. Als er merkte, was vor der Burg vorging, beschloß er, sein Leben zu opfern, um die Wächter und Knechte durch Schreien zu wecken und die Burg zu retten. Aber Gog und Magog flogen ihm, als sie seine Stimme hörten, nach und der ganze übrige Schwarm folgte. So verwandelte sich sein edles Opfer in einen glänzenden Sieg.

Als man im Herbst Trauben schnitt, wurden Gerold und Richis ein glückliches Paar. Bei der Hochzeit war auch der gefangene Hans Thomas von Breidenbach anwesend. Er hinkte sehr, befand sich aber doch in fröhlichster Stimmung. Denn Gerold, der auf Hornberg blieb, ließ den armen Kerl in Guttenberg als Schloßhauptmann sitzen.

Hans Ohnegnick aber zog sich mit Frau Katharina mehr und mehr ins Privatleben zurück. Er baute sich in der Burg eine neue Wohnung und wartete ängstlich auf den jüngsten Tag. Denn daß der demnächst kommen mußte, schien ihm sicher zu sein, nachdem die Weissagung der Nonne Punkt für Punkt

„Gerold!“ schrie Richis und lag an seinem Hals.

allerdings in unvermuteter Weise eingetroffen wa Wenn Gerold auch kein Bischof ward, so war er doch Hirt einer großen Herde und hat al solcher die Hornberger aus schrecklichem Verderbe errettet.

Hans Ohnegnick machte für den Fall des Ei tritts jenes jüngsten Tages ein Testament mit etliche frommen Stiftungen, behielt aber das Schriftstü weislich bei sich, für den andern Fall nämlich, da die Weltkatastrophe aus unvorhergesehenen Gründe wieder abbestellt werde.

Darüber ist er und seine Katharina alt und lebens satt gestorben, nachdem sie noch fröhliche Kindeskind hatten nach Kräften zu verziehen gesucht. Der jung Schloßherr aber, Gerold von Ueltzingen, nahm m Bewilligung des Pfalzgrafen in sein Wappen ein schwarze Gans auf. Damit gab er dem Spott namen Gänsjunker einen trotzigen Hintergrund Denn er behielt diesen Namen bis an sein End In Kurpfalz wird man so etwas nicht mehr los.

Vor hundert Jahren.

Eine Standrede 1905.

Kurz vor der Landtagswahl bekommt der Hinkende einen Brief von seinem Freund, dem Herrn Kaufmann Zengerle in Xhausen. Oho, dachte der Hinkende, er metzelt dies Jahr früh, der Herr Zengerle, denn er hat den Hinkenden noch jeden Herbst zum Schlachtfest eingeladen. Aber o wehe! Als er den Brief aufbrach, da stand: „Lieber Hinkender, kommt, wenn Euch unsere alte Freundschaft, wenn Euch das Vaterland, die Menschheit lieb ist, kommt am Sonntag in den Storchen, denn es ist was los. Ich weiß nicht was, aber die Bauern machen einander Glotzaugen, als ob sie sich auf die Hörner nehmen wollten. Sie sind malkontent, die Sadrache, gegen die Regierung. Warum? Weil der Ratschreiber, der zur andern Partei gehört, Bürgermeister geworden ist, und weil er trotz des Einspruchs seiner Gegner gegen die Gültigkeit der Wahl doch bestätigt wurde. Er war eben im Recht! Auch ist eine Anzahl Bauern beim Holzholen aus dem Kinzigtal um 3 Mark gestraft worden, weil sie bei Nacht keine hellen Laternen an den Wagen hatten u. s. w."

Das sieht ihnen wieder gleich, brummte der Hinkende, und am Sonntag Nachmittag 3 Uhr drückte er widerwillig auf die Türklinke des Storchen. Die Nebenstube war gesteckt voll. Nachdem er durch den Tabakrauch hindurch die wohlbekannten gelben Sonntagshosen des Herrn Zengerle gesucht und entdeckt hatte, wie ein Schiffer den Polarstern, war auch Herr Zengerle selbst bald gefunden. Gruß, Fragen. Wie geht's? Wie steht's? So und so. Aber die Bauern knurrten gegeneinander und gegen den Hinkenden, und machten nach allen Richtungen hin falsche Gesichter.

Man redet hin, man redet her. Dann sagt der Herr Zengerle leise zum Hinkenden: „Hört, macht's diesmal fein gelind, am liebsten mit der Wissenschaft; das verstehen sie nicht, also glauben sie es lieber. Beweist ihnen aus der Wissenschaft, daß sie Narren sind. Seid Ihr nicht lang genug auf der Wanderschaft gewesen und habt Geld verzehrt?"

„Storchenwirt," sagte der Hinkende endlich laut, „Ihr habt Wahlschmerzen?"

Jetzt wurden alle Mäuler still und alle Ohren lang.

„Wählt, wie Ihr wollt, aber wißt Ihr, was die Hauptsache ist? Die Herstellung einer gesunden, guten, alle Bedürfnisse befriedigenden Volkswirtschaft." „Bravo," schrie Herr Zengerle und schlug auf die gelben Hosen, „das hat er gut gegeben, der Hinkende, hört, hört!" Aber der Storchenwirt schien nicht recht gehört zu haben.

„Volkswirtschaft? Wie? So seid Ihr also auch einer von denen, Hinkender? Das habe ich nicht gewußt und auch nicht um Euch verdient. Ist Euch mein Wein nicht mehr gut genug? He? Wollt Ihr auch so gezuckertes Rattengift aus Berlin saufen, wie sie es in den Städten in den großen Volkswirtschaften verzapfen, wo alle Sonntag Abend ein paar Menschen totgestochen werden und alle Monat

„So seid Ihr also auch einer von denen, Hinkender?"

ein Zäpfler kaput geht? Volkswirtschaften? Schwindelkneipen? Daß die alten, soliden Wirtschaften vollends die Läden zumachen und den Schild auf den Speicher stellen können? Wofür zahlen wir Steuern und Umlagen? Ha, da hört doch alles auf!"

Viele lachten dem Hinkenden hohn, weil ihm der Storchenwirt so tapfer zusetzte. Manche, die dem Storchenwirt Parteifeinde waren und ihm etwaige Konkurrenz gönnten, schrieen: „Brav, Hinkender, er muß dann den Neuen doch noch zu 15 Pfennig geben."

„Ihr Männer, Ihr versteht mich alle nicht recht. Volkswirtschaft ist . . ."

„Hinkender, wenn Ihr nochmals davon anfangt, so könnt Ihr in Zukunft Euern Wein dort trinken," sagte der Storchenwirt, raffte einen Haufen leerer Gläser zusammen, daß es rappelte, und schoß damit wie ein Feuerreiter hinter seine Einschenke.

„Hinkender," flüsterte Herr Zengerle mit flehenden Fußtritten unter dem Tisch, „redet was anderes. Das ist fehlgegangen mit der Volkswirtschaft. Das verstehen sie nicht, die Heuochsen; wenn's was zu fressen wäre!"

Der Hinkende erhob sich.

„Ruhe, ihr Männer, und hört mich an. Macht was Ihr wollt; was schert mich Euer Xhausener Dreck? Aber laßt mich was erzählen."

Es gab Ruhe. Die Bauern meinten, der Hinkende wolle ein Späßlein dargeben, und manche machten schnell das Maul leer, daß ihnen nachher beim Lachen kein Bissen in die Sonntagsgurgel fahre.

„Bürger, wißt Ihr, was wir dies Jahr in ganz Baden für ein großes, fröhliches Jubiläum feiern könnten, ja sollten?"

Alle besannen sich. Auch der Storchenwirt hörte

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

zu rappeln auf. Jetzt kam's ihm: „Es sind, glaub' ich, 25 Jahre, daß die Gemeind' den neuen Farrenstall gebaut hat," sagte er feierlich, in historischem Ton. Und nicht wenige waren von dieser großen Erinnerung ergriffen.

„Nein," lachte der Hinkende, „so wichtig das auch ist, ich meine doch etwas anderes. Es sind jetzt hundert Jahre, daß Euer Dorf badisch wurde."

„Was der Tausend! Erst hundert Jahr'? Ich hätt' gemeint, Xhausen wäre seit der Erschaffung der Welt schon badisch gewesen. Ja, wie ist denn das möglich? Da bin ich doch begierig. Aber Hinkender, ich glaube, Ihr halt't uns zum Narren. Es kann nicht sein, daß unsre Gemeind' einmal nicht badisch war."

„So, Storchenwirt, das höre ich gern, daß Ihr so gut badisch seid. Nun also macht das Maul zu und die Ohren auf.

Markgraf Karl Friedrich.

„Also, seit 1746 regierte in Baden der gesegnete Markgraf Karl Friedrich. Von dem wißt Ihr hoffentlich doch etwas?"

„Das will ich meinen, er ist einmal im Storchen über Nacht gewesen, hat mir meine Großmutter oft erzählt. Und dem Hausknecht, der hieß Hansfrieder . . ."

„Schon gut. Wie groß glaubt Ihr, daß Baden damals gewesen ist? 138 000 Einwohner groß. Zur Reichsarmee stellte es ganze 20 Mann zu Roß, 53 zu Fuß. Es gehörte nur die Gegend von Durlach und Pforzheim, Müllheim, Lörrach und Schopfheim dazu, und einige Gebietchen überm Rhein. Drei kleine Fetzen Länder im ganzen. Da kam das Jahr 1771; jetzt fiel gemäß Erbvertrag, nachdem das dortige verwandte Fürstenhaus erloschen war, die katholische Markgrafschaft Baden-Baden mit 245 000 Einwohnern an den Baden-Durlachischen Markgrafen Karl Friedrich. Er hatte jetzt doppelt so viel als vorher. Immer noch war das Land allerdings an sich klein; seine Größe, sein Schmuck, seine Krone bildete aber der Markgraf. Er war ohne Zweifel einer der ehrenwertesten deutschen Fürsten aller Zeiten. Am liebsten wäre er in seiner Jugend eigentlich Pfarrer geworden, oder so etwas. Christ sein, das Christentum betätigen, ausbreiten, alle Menschen damit glücklich machen, das war sein Bestreben von Haus aus. Nun, das kann man aber als Fürst noch besser wie als Pfarrer. Und der Markgraf hat es getan. Hauptsächlich ihr Bauern solltet ihm ein Denkmal setzen. Er war selbst Fachmann in der Landwirtschaft, und das ist immer viel wert, wenn ein Fürst überhaupt wenigstens einen Beruf gründlich versteht. Hat der Markgraf nicht 9000 Morgen ödes Land urbar machen lassen, den Bau der Kartoffel, des Tabaks, des Welschkorns angeordnet oder doch begünstigt, fremde Futtergewächse, Kleearten eingeführt, Brache und Weidgang abgeschafft, Stallfütterung befohlen? Auf seinen Privatgütern hielt er Musterlandwirtschaften. Da wurde um teures Geld probiert und studiert, unter seiner persönlichen Aufsicht. Er hat zuweilen selbst den Pflug in die Hand genommen, überhaupt erst einen vernünftigen eisernen Pflug eingeführt. Ferner: Hat er nicht auch mannigfache Industrien angeregt? Verdanken ihm nicht Lörrach und Pforzheim ihre Fabriken? Daneben tat Karl Friedrich alles mögliche für Kirche, Volks- und Bürgerschulen, für Ausbildung der Pfarrer und Lehrer, für Loslösung des Lehrerstandes von Nebengeschäften, für Versorgung der Pfarrers- und Lehrerswitwen. 1783 hat er die Leibeigenschaft aufgehoben. Die Bauern, Eure Väter, wurden freie Männer. Begreift Ihr, was das heißt? Kein Wunder, daß die Gemeinde Eutingen bei Pforzheim im selben Jahr einen Denkstein setzen ließ mit der Inschrift: „In diesem Lande, o Wanderer, ist der edelste Mann Fürst." Das war freilich ein anderer Mann als sein Herr Nachbar, der gleichzeitige Pfälzer Kurfürst Karl Theodor, der sein reiches Land auspreßte bis aufs Blut, um die Jesuiten und andre Pfaffen, sowie seine feilen Weiber und unehelichen Kinder damit zu füttern. Dabei beraubte, drückte, quälte er seine meistenteils evangelischen Untertanen aufs schamloseste mit niederträchtigem Bekehrungszwang, so daß eine große Anzahl dem schönen Vaterland den Rücken wandte und ihr Brot in der Fremde suchte. Karl Friedrich, der wirklich ein ernster, streng evangelisch frommer Mann war, keine sittenlose Jesuitenpuppe, ließ auch seine katholischen Untertanen bei ihrem Glauben, obwohl bei seinem ersten Besuch im baden-badischen Rastatt aus einem Kloster auf ihn geschossen wurde und die Finsterlinge das Volk jahrelang gegen ihn aufhetzten. Es hat freilich nichts genutzt. Auf die Dauer haben auch die baden-badischen Leute ihren Hetzern nicht mehr geglaubt, als sie sahen, daß man es gut mit ihnen meinte und ihren Glauben ungeschoren ließ. Es wird heute auch wieder so kommen.

So ging das seinen ruhigen Gang bis zum Jahr 1801, zum Frieden von Lüneville. Napoleons Stern strahlte über die Welt, und es schien, als wollte Gott ihm die Herrschaft über die Erde geben. Alles beugte sich vor ihm, alles umschmeichelte ihn. Das deutsche Reich trat das linke Rheinufer an den Unbesieglichen ab. Damit verloren aber die meisten süddeutschen Staaten wertvolle Besitzungen über dem Rhein; auch Baden mußte 25 000 Einwohner lassen. Um nun diese Länder zu entschädigen, ging man daran, ein fettes Kalb zu metzgen, das schon lange ziemlich allen weltlichen Herren lieblich und begehrenswert erschienen war. Nämlich die geistlichen Fürstentümer, die Gebiete der Bischöfe

nd Klöster; diese waren damals nämlich Landes-
eren über Städte, Dörfer und Leute, so gut
ie heute ein Fürst, ja noch mehr; denn sie hatten
ich vor keinem Landtag und keinem Kaplan zu
ürchten. Aber wehren konnten sie sich auch nicht.
Ind reif zum Untergange waren sie schon lange.

Also bekam Karl Friedrich die Gebiete der Bis-
ümer Konstanz, Basel, Straßburg, Speyer rechts
om Rhein, dazu die Klöster Schwarzach, Frauenalb,
llerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheim-
ünster, Petershausen, Reichenau, Öhningen, Oden-
eim, Salem . . ."

„Hört auf, Hinkender, Ihr ruft ja aus wie ein
Gerichtsvollzieher."

„Es war auch ein Gerichtsvollzieher da, ein
Vollzieher des göttlichen Strafgerichts: eben dieser
Napoleon. Er sagte: Wer bietet auf diese Abtei?
Ind die Fürsten oder ihre Minister boten den
Unterhändlern Napoleons 100, 200, 1000 Louisdor.
Baden ließ es sich sogar 6000 und eine goldene
Dose kosten beim französischen Minister, und 4000
Louisdor beim russischen — auch die hatten mit-
uschwätzen, weil es sie ja was anging! O traurige,
ämmerliche Zeit! Die deutschen Diplomaten stritten
ich um die Liebkosungen des Schoßhündchens des
Napoleonischen Ministers Talleyrand, um im Vor-
immer noch schnell ein Klösterchen oder Städtchen
u erschnappen. Und weil man doch einmal beim
Einstecken war, hieß man auch gleich etwas welt-

Die deutschen Diplomaten stritten sich um die Liebkosungen des Schoßhündchens des Ministers Talleyrand.

liches Gut mitgehen. Zunächst eine Anzahl Reichs-
städte: Offenburg, Pfullendorf, Wimpfen, Zell,
Gengenbach, Überlingen, Biberach. Endlich bekam
man noch Gebiete andrer weltlicher Herren zuge-
worfen: das Hanauerland (Ämter Lichtenau und
Willstätt, bisher hessisch-hanauisch), die Herrschaft
Lahr in der Ortenau, und den Hauptteil der rechts-
rheinischen Kurpfalz. Nun waren die Pfälzer der
langen Drangsale ledig und wieder unter geordneter,
gesegneter Regierung. Die kleinen Reichsstädtchen,
die hinter ihren Schlagbäumen nicht leben und nicht
sterben konnten, traten einem größeren, lebensfähigen
Ganzen bei. Und erst die geistlichen Herrschaften!
Wie sah es da aus! Wie muß es z. B. in dem
bischöflich-straßburgischen Ettenheimer Land zuge-
gangen sein, wo einer der liederlichsten Kunden
französischer Sorte regierte und residierte, der Kardinal
und Bischof Rohan von Straßburg, der so lieder-
lich war, daß er einst samt seinem Troß von schlechten
Weibern und schlechtem Hofgeschmeiß sogar aus Frank-
reich verbannt wurde? Dieser nichtsnutzige Nach-
folger der Apostel hinterließ bei seinem Tode $2\frac{1}{2}$
Millionen Gulden Schulden, die fast allesamt den
Gläubigern verloren gingen. Da war unter Karl
Friedrich freilich andre Luft. Die Klöster wurden
aufgehoben, die Äbte und Mönche pensioniert. Und
zwar gar nicht schlecht. Der Abt Schababerle in
Villingen erhielt jährlich 2500 Gulden, noch mehr
der Abt Bacheberle von Schuttern und Speckle von
St. Peter; der von Salem namens Oechsle sogar
8000 Gulden nebst Fourage für 6 Pferde und Woh-
nung im Schlosse Kirchberg; die Mönche von Salem
allein 51146 Gulden. Manche Klöster brachten dem
Staat wertvolle Bibliotheken zu; manche hatten zwar
keine Bücher, aber destomehr guten Wein. Auch
recht! Man kann alles brauchen.

Diese große Teilung nennt man den Reichs-
deputationshauptschluß vom Jahr 1803. Damals
mußten in Deutschland hauptsächlich die geistlichen
Herren die Zeche zahlen. Das ist bis auf den
Tag sehr folgenreich gewesen. Denn die alten Bischöfe,
weil sie Landesherren waren, wurden meist aus dem
Adel oder den regierenden Häusern gewählt. Sie
zeigten sich bei vielen Gelegenheiten freisinnig, machten
sogar einmal Miene, dem Papste die Zähne zu
zeigen und katholisch zu sein ohne Jesuiten. Das
wurde jetzt anders. Es kam, wie ein Kardinal
damals sagte: Sie werden zwar minder reich und
mächtig, aber demütiger gegen den römischen Stuhl
sein. Sie sind jetzt nur noch des Papstes Unter-
beamte.

So hatte Baden 1803 zwar 25 000 Untertanen
über dem Rhein verloren, aber im ganzen 237 000
gewonnen. Das verdankte man neben den schönen
Trinkgeldern auch dem Wohlwollen des russischen
Kaisers Alexander, der mit Karl Friedrich nahe
verwandt war. Sonst hätte es dem kleinen Baden
wie manchem weit größeren Staate passieren können,
daß es kurzerhand von der Karte gestrichen worden
wäre. Die Badener beteten aber damals:

Heiliger Sankt Florian,
Behüt uns und zünd andere an!

Denn das wäre doch für alle ein bitteres und
unüberwindliches Herzeleid gewesen, von ihrem Fürsten
zu scheiden. Wie sagten die Birkenfelder, als sie von
Baden weg zu Oldenburg kamen, als der Großherzog

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

von Oldenburg sie nach ihren Wünschen fragte? „Wir wollen nur das eine, daß wir regiert werden wie früher unter unserem Vater Karl Friedrich.“ Dieser hatte 1803 den Rang und Titel als Kurfürst erhalten.

Die zweite große Aufteilung geschah Dezember 1805 im Preßburger Frieden, den Österreich an Frankreich verloren hatte. Badens Truppen waren mit Napoleon gegen Österreich gezogen, als es in die Austerlitzer Schlacht ging! Der Lohn war eine reiche Beute, die allerdings diesmal Österreich aus dem Leib geschnitten wurde, die alten zähringischen Stammlande, das Vorderösterreich: der Breisgau, die Ortenau, die Stadt Konstanz, dazu die Mainau, 1806 folgten noch nach: das Fürstentum Heitersheim, das dem Johanniterorden gehörte, das Deutschordensland Beuggen am Rhein, Freiburg und alle Gebiete des bisher reichsfreien Adels. Auch die Fürsten von Leiningen, Löwenstein, Salm, Fürstenberg, Schwarzenberg, Auersperg mußten dran glauben und badisch werden. Diese hatten bisher in dem trüben Wasser gleichfalls Jagd gemacht auf fette Klosterbeute. Jetzt kamen die großen Hechte und schnappten die Karpfen auf samt ihrem Raub. Ja, diese konnten jetzt selber fühlen, wie das tut. Karl Friedrich wurde 1806 Großherzog. Baden war jetzt gesättigt und abgerundet, zehnmal so groß als am Anfang der Regierung des Markgrafen. Sie sind ja teuer erkauft gewesen, diese Gebietsabrundungen in Deutschland: nämlich mit der gänzlichen Zersplitterung und schmachvollsten Demütigung des Vaterlandes. Napoleon gründete 1806 den Rheinbund, ein Gegengewicht gegen Preußen und Österreich. Auch Karl Friedrich mußte beitreten, 8000 Mann zum französischen Heere stellen, unterhalten und für Frankreich bluten lassen. Viele Reichsstände, denen früher jeder Groschen Steuer fürs Reich zuviel war, die daran zu sterben meinten, zahlten jetzt das Hundertfache für Napoleon ohne ein Wort. Der Erbprinz Karl von Baden mußte seine Liebe zur schönen bayrischen Prinzessin aus dem Herzen reißen und 1806 Stephanie Beauharnais, die Nichte der Kaiserin Josephine, der „Gemahlin“ Napoleons, heiraten. Was wollte er machen? Einem Napoleon trotzen? Das hieß mehr als Gott versuchen. Am 6. August 1806 löste sich das alte heilige römische Reich auf. 1808 hatte der sparsame Großherzog Karl Friedrich 1 Million 200 000 Gulden Schulden. Alles das und noch viel mehr war in Napoleons Beutel geflossen. Unter ungeheuren Kriegslasten seufzte ganz Baden. So, jetzt wußten die Bauern, was jammern heißt: Einquartierung, Fouragieren, Mißhandlung durch die „verbündeten“ Franzosen; den letzten Taler 'raus aus dem Beutel, Buur, oder der Säbel hilft nach. Und die armen Frauen und Mädchen? Und die armen Burschen, die hinter dem französischen Kalbfell her nach Spanien und nach Rußland marschierten und nicht mehr wiederkamen, oder als Krüppel, die selbst lieber in fremder Erde lägen!

Aber das furchtbare napoleonische Gewitter hat die Luft gereinigt, hat die zahllosen alten Zöpfe weggeblasen, die alten morschen Bäume abgebrochen und für neue und stärkere Platz gemacht. Kein Mensch in ganz Deutschland wünscht im Ernst noch einmal jene alte jämmerliche Schlagbaumherrlichkeit zurück, wo ein ehrlicher Mann nicht ein paar Stunden ohne Plackerei, Paß, Zoll und Maut reisen konnte und eigentlich nur die Spitzbuben gediehen, die bloß über das nächste Grenzchen zu hopfen brauchten, um in Sicherheit zu sein. Wie z. B. auch die Wilddiebe nicht an die Schonzeit gebunden sind, wohl aber weidehrliche Jäger. Im gleichen Jahr 1803, wo das geistliche Mainzer Erzbistum verweltlicht wurde, hat man auch den berühmten Schinderhannes gefangen und gerichtet. Der alten geistlichen Obrigkeit war das nicht gelungen.

„Kannst du auch schön beten und den Katechismus sagen?“

Da hatten die Räuber Freiheit. Wollt Ihr noch mehr hören, ihr Männer von Thausen?“

„Ja. Weiter!“

„Nein. Ein andermal. Genug für heute. Aber nun: Wer etwas zu sagen hat und zu murren gegen die heutige Obrigkeit, der trete vor und sage es!“

Niemand rührte sich.

„Ich seh' es Euch an den Haarspitzen an, daß Ihr Euch selber schämt, wegen Eurer kleinen, armen Mistinteressen Euch in Zorn zu wüten und das Dorfleben zu verbittern. Das waren Zeiten, von denen ich Euch erzählt habe! Da gab's Not und Elend! Was wollt denn Ihr heutzutage klagen? Denkt doch, wie gut Ihr's habt in Ruhe und Frieden, unter der besorgten, treuen, wohlwollenden Regierung unseres ehrwürdigen Großherzogs, der ein echter Enkel Karl Friedrichs ist. Ich sehe es Euch schon an, Ihr macht jetzt ganz andere Gesichter als vorhin. Nun gebt Eurer lahmen verdrossenen Seele noch einen Ruck! Herzen auf, Kappen auf, Stimmen auf: Unser Vaterland Baden, sein Fürst und sein Volk,

sollen am hundertjährigen Geburtstag des Landes leben hoch, hoch, hoch!

Der Storchenwirt klopfte dem Hinkenden von hinten sanft auf die Achsel: „Hinkender, daß ich nicht heul', ist nicht Eure Schuld. Da ist er gesessen, der Markgraf Karl Friedrich, da in dem Eck, und hat meine Großmutter, die war noch ein Kind, gefragt: Kannst du auch schön beten und den Katechismus sagen, und bist du auch deinen Eltern ein recht gehorsames Kind? So hat er gefragt, der hochselige Herr. Hinkender, ich verzeih' Euch, was Ihr mir angetan habt mit Eurer Volkswirtschaft; es hat mir schier das Herz abgestoßen, daß Ihr auch so einer seid. Lene, gang in Keller, du weißt schon von welchem. Hinkender, wir wollen eins trinken auf den Markgrafen, unsern alten Herrn, und auf seinen Nachfolger, unsern Großherzog."

Gegen Mitternacht hatte der Hinkende dem Storchenwirt zum sieben und einhalbten Male klar gemacht, was Volkswirtschaft sei. Diesmal, sagte der Wirt, habe er es steif und streng verstanden wie das Glaubensbekenntnis.

„Seht, Storchenwirt," sagte der Hinkende zum Schluß, „es handelt sich also, wie Ihr zugeben werdet, besonders um die Arbeiter, die wirtschaftlich Schwachen."

„Was sagt Ihr," lallte der Storchenwirt, „die sind wirtschaftlich schwach? In den Wirtschaften und im Saufen sind da-das die allerstä-allerstärksten, wenn sie einmal ho-hocken und krakeelen."

„Alt ist der Götterkampf, Storchenwirt, und vergeblich," sagte der Hinkende und stand auf. „Gut' Nacht, Lorenz. Der Zug kommt."

„Gut' Nacht, Hinkender, die Lene hat Euch was ins Nä-Ränzle pa-packt. Kommt ba-bald wieder! Gluck."

Schwaben hinter dem Kaukasus.

Wie an der Schwelle der Hofhund, so liegt vor der äußersten Tür Rußlands ein Riese, um das Tor Asiens zu bewachen: es ist das Kaukasusgebirge, 5652 Meter hoch, ein gewaltiges Alpenland. Auf einem dieser finstern Zacken, dem Ararat, ist einst die Arche Noahs hängen geblieben, gefüllt mit allerlei Getier. Und der Kaukasus scheint eine Sammelarche von allerlei Volk geblieben zu sein. Nicht weniger als 19 „Völker" verschiedenster Art treiben sich auf diesen Bergen herum, bettelnd oder arbeitend, am liebsten stehlend, raubend, handelnd, betrügend oder betrogen werdend, wie es gerade trifft, ein phantastischer Jahrmarkt, wie ihn nur der Orient hervorzubringen vermag. Und nun denkt euch, mitten unter diesen zigeunerhaften Horden leben Gemeinden von Deutschen, von Schwaben. Wenn der Europäer nach der kaukasischen Hauptstadt Tiflis kommt, sieht er auf den Märkten zu seinem Staunen unter den schmutzigen Tataren und Tatarenkarren mit ihren struppigen Gäulen, die einander die Schwänze abfressen — was sieht er da? Leibhaftige schwäbische Bauern in blauer Fuhrmannsbluse, gelben Lederhosen mit schwäbischem Filzhut, die Pfeife im Mund. Sie haben keinen liederlichen Tatarenkarren, sondern einen soliden zweispännigen deutschen Ackerwagen bei sich, bespannt mit starken Pferden. Sie handeln mit den lumpigen buntscheckigen Kerlen in deren Sprachen; aber unter sich reden sie ein Schwäbisch so breit, wie man es bei Böblingen oder Nürtingen hören kann. Wenn der Markt aus ist und die Schwaben haben gut verkauft, sind sie sehr munter und redselig und trinken vom besten kaukasischen Roten, denn das Geld klingt wohl in ihren Taschen. Sie sind's und haben's und schauen mit gutmütiger Verachtung auf das Bettlerpack, das sie umschnuppert wie der Hund die Küche.

Zwischen den tatarischen Häusern des russischen Kaukasuslandes, die wie runde Maulwurfshaufen aussehen, aus Dreck zusammengeklebt, umgeben von Gestrüpphecken und Schmutzhügeln, siehst du plötzlich aus schönen Obstbaumwäldern deutsche Dörfer emportauchen. Mitten drin ein hoher Kirchturm und natürlich ein Gockelhahn oben drauf. Steinerne, solide Häuser, Gärten dabei, saubere Straßen, vorm Dorf Gemüseäcker mit Salat, Rüben, Wicken, Bohnen, Krautköpfen — ein Schwabe ohne Sauerkraut ist ja nur ein halber Mensch. Weiter draußen die langen, langen Fruchtäcker voll herrlichen Getreides, in den Gründen schöne Wiesen, bewässert, und herrliche Reben. Auch diese werden nämlich in der Tiefe angelegt und gut gewässert, weil sonst der Boden zu trocken und heiß ist. Dafür aber erreichen die Stöcke auch doppelte Mannshöhe und geben ungemein reichen Ertrag. Der Wein ist sehr stark, aber die Schwaben auch; sie werden mit großer Anstrengung doch Meister über ihn. Sie können einen guten Stiefel vertragen und üben sich auch gewissenhaft in dieser Kunst. Der beliebte Ausflugsort eines dieser Dörfer heißt der Saufbuckel.

Welch eine herzige, kleine, behagliche deutsche Welt mitten zwischen der üppigen orientalen Wildnis! Derb und rauh nimmt sich der schwäbische Bauer freilich aus gegenüber dem schmucken, schlanken, schön gebauten Tscherkessen oder Lesghier. Wie sticht der blaue Bauernrock mit den großen Knöpfen, die Zwillich- oder Bocklederhose ab von dem theatralischen

phantastischen Aufputz der Landeskinder. Neben einer schönen glutäugigen, gazellenschlanken, elastisch schreitenden Tscherkessin erscheint die schwäbische Bauernfrau mit ihrem starken Körper und dem soliden

Derb und rauh nimmt sich der schwäbische Bauer freilich aus gegenüber dem schmucken, schlanken, schön gebauten Tscherkessen oder Lesghier.

Ackerschritt wie ein Bauernpferd neben Circusgäulen. Aber doch sind die Schwaben das Herrenvolk, reich und froh, weil sie arbeiten, und zwar mit Beharrlichkeit und mit Verstand. Die knochige Faust des Bauern schwingt rüstig die Sense oder den Dreschflegel, während der Tscherkesse auf dem Buckel liegt und träumt oder Läuse fängt oder Hämmel stiehlt. Die stämmigen Weiber hantieren munter in den blühenden Gärten, den vollen Ställen. Die Deutschen wohnen behaglich in ihren festen steinernen Häusern, sitzen, wenn's stürmt und kalt ist, hinter dem gewaltigen Kachelofen im ledergepolsterten Lehnsessel unter der großen Schwarzwälder Uhr und trinken feurigen Kaukasier. Als rechte Schwaben haben sie aber trotz des Wohlstandes ihren Herrgott nicht vergessen. Sie sind streng religiös, haben sich eine feste, stramme Kirchenordnung mit energischer Kirchenzucht gegeben und machen sich eine Ehre draus, unter dem traurigen Religionsgemisch ringsum ihrem Gott rein evangelisch nach der Schrift zu dienen. In allen Familien wird wohl tägliche Hausandacht gehalten. Am Abend liest der Hausvater das Evangelium vor und legt alle die Seinigen an Gottes Herz, ehe er den letzten prüfenden Rundgang tut um Haus und Hof. Denn vorsichtig muß man sein in dem fremden Land. Oft wird das stattliche Haus von phantastischem Diebsgesindel umschlichen. Es hat auch schon Schreckenszeiten gegeben, wo bewaffnete Banden die Dörfer überfielen, plünderten und viele Gefangene wegführten. Doch sind diese Zeiten hoffentlich vorüber. Einer der deutschen Kirchtürme hat noch vier kleine Ecktürmchen, und auf jedem derselben stand früher eine Kanone, deren Mündung drohend ins Land hinausschaute und dem Raubgesindel gewaltigen Respekt machte. Es war freilich gut, daß das Gesindel nicht wußte, was das für Kanonen waren! Von Holz waren sie, schön angestrichen, aber inwendig nicht einmal hohl. Item, sie haben gewirkt. Denn wenn man nicht damit zu schießen braucht, tun Holzkanonen genau dieselben Dienste wie gußstählerne vom Krupp.

Der geneigte Leser wird aber schon lang gefragt haben: Wie kommen denn die württembergischen Bauern in den Kaukasus? Ja, da hat vieles mitgeholfen, und in einem eigensinnigen, träumerischen, viereckigen Schwabenkopf haben auch vielerlei Beweggründe Platz. Da zappelt vor allem die unruhige deutsche Wander- und Abenteuerlust, die Freude an Gefahr, Fremde, Eroberung, die uralte Sehnsucht besonders nach dem Orient, nach der Wiege der Völker. Die Schwaben sind immer noch gern Kreuzzügler. Man darf nur nach dem Heiligen Land gehen, so trifft man sie wieder haufenweis an, wie drüben am Kaukasus. Vielleicht erzählt der Hinkende ein andermal davon.

Es war im Jahr 1817; Handel und Wandel lagen, wie in aller Welt, so auch in Schwaben, darnieder, lange Kriege hatten schwere Steuerlasten auf die Untertanen gelegt. Es gab überdies noch Mißwachs und Teuerung und eine weitverbreitete Unzufriedenheit des pietistischen Landvolks mit den kirchlichen Verhältnissen der Heimat, in welchen die Aufklärung damals herrschte. Endlich erwartete man in diesen Kreisen ernstlich die nahe Wiederkunft Christi, den Weltuntergang, das tausendjährige Reich u. s. w. Es bildeten sich sogenannte brüderliche Auswanderungsharmonien der Kinder Gottes, in welche nur Bekehrte aufgenommen wurden. Sie wählten 24 Älteste durchs Los, teilten alle Güter untereinander brüderlich aus und zogen, 7—8000 Seelen stark, wie einst die Kreuzfahrer, aus der Heimat fort, die Donau hinab, dem Orient zu, wo Christus und das Paradies demnächst erscheinen mußten. Unterwegs gab's freilich Krankheiten, die von dem seltsamen Kreuzzug 1100 Seelen hinrafften; es gab natürlich auch Händel und Streit, denn die Ältesten sorgten aus der gemeinsamen Kasse nebenbei ein wenig für sich selbst; es menschelte eben auch unter diesen auserwählten Heiligen. Viele blieben unterwegs in den Schwabendörfern Ungarns hängen; der Kaiser Alexander von Rußland wünschte die andern in Südrußland anzusiedeln. Aber sie wollten nicht. Sie verlangten nach dem heiligen Orient. Als der Kaiser ihren Abgesandten die ungeheuren Schwierigkeiten der Reise und die Gefahren der Ansiedlung unter den wilden, kaum eroberten Völkern des Kaukasus darstellte, sagten die Bauernältesten kurz: Der Herr

ist mit uns und schützt uns. Das machte auf den in seiner Art frommen Alexander einen tiefen Eindruck. Er gab Befehl, die Bauernschar im Kaukasus anzusiedeln. Es hat die russische Regierung wohl eine halbe Million Papierrubel gekostet, aber das Kapital war gut angelegt. Wenn der Zar nur drei Millionen Schwaben in den Kaukasus hätte schicken können, statt der drei Tausend! Es würde dort anders aussehen als heute! Anderthalb Jahre waren die Schwaben auf der Wanderschaft gewesen. Ihre ersten Hütten bauten sie aus Weidengeflecht, mit Heu zugedeckt. Unter größten Anstrengungen und Entbehrungen haben sie den überaus fruchtbaren Boden von dem wilden Gestrüpp befreit, die giftigen Sümpfe ausgetrocknet. Manchmal mußten sie wohl den Spaten wegwerfen und die Flinte ergreifen, wenn die Sturmglocken heulten und die Kurden- oder Tatarenhorden heransausten. Aber sie haben es erreicht, im fernen Osten eine neue deutsche Heimat zu gründen. Wie seltsam! Ein Vater teilte einst seinen Söhnen im Testament mit, daß im Weinberg ein Schatz verborgen sei. Die Söhne gruben und gruben Tag und Nacht, fanden aber nichts. Nur daß der umgegrabene Boden jetzt doppelten Ertrag gab. Und das hatte der kluge Vater gemeint. So wollten die Schwaben im fernen Osten das Paradies erwarten. Es kam auch, aber nicht aus den Wolken des Himmels, sondern aus den Schweißtropfen, die auf den harten Erdboden flossen. Über dem Warten haben sie selbst geschaffen, was sie erwarteten.

Wenn dieser Kalender zu den deutschen Landsleuten im Kaukasus sich verirrt, so grüßt der Hinkende die wackern Schwaben mit treuem deutschen Gruß! Was sind wir doch für Kerle, wir Deutschen!

Edelweiß.

Eine Erzählung aus dem Hochgebirge.

Es war im Herbst. Auch heuer hatte Fürst Sch. sein Jagdhaus im Hochgebirge wieder für mehrere Tage bezogen, um, wie alle Jahre, einige Gemsjagden im eigenen Revier abzuhalten. Es lag, rings von hohen, ernsten Bergriesen umgeben, am Ende eines schmalen Gebirgstales. Außer diesem ausschließlich von der fürstlichen Familie bewohnten Hause bestand noch ein zweites kleineres, welches für die Gäste und die bei der Jagd beteiligten Forstbeamten bestimmt war. Einige Sennhütten, welche die beiden Häuser umgaben, vollendeten diese kleine menschliche Ansiedlung inmitten der gewaltigen Natur.

Der erste Jagdtag war vorüber. Die Sonne sank bereits hinter die Felswände der westlich gelegenen Berge, obwohl es noch nicht spät am Nachmittag war. In das enge Tal schien sie jedoch nur wenige Stunden. Jetzt bot der sonst so einsam abgelegene Talkessel ein Bild regen Lebens. Von den Hängen ringsum stiegen Schützen und Treiber in malerischer Gebirgstracht zu den beiden Häusern herab, vor welchen es von geschäftigen Menschen wimmelte. Die hungrigen Treiber und Jäger scharten sich um die großen Kessel, in welchen auf offenem Feuer ihre Kost bereitet wurde. Die Jagdgäste saßen vor ihrer Hütte bei der schon vorbereiteten Mahlzeit, besprachen eifrig ihre einzelnen Erlebnisse der heutigen Jagd, wobei man es mit der Wahrheit oft nicht allzu genau nahm. — Die fürstlichen Forstbeamten überwachten das Abladen des zur Strecke gebrachten Wildes, das vor das große Jagdhaus angefahren wurde. In zwei Reihen lagen die Gemsen, der Größe nach geordnet, außerdem noch einige Alpenhasen und Schneehühner.

Auch die fürstliche Familie und einige geladene Gäste saßen beim Speisen. Jetzt trat der Forstmeister ein und meldete die Strecke. Der Fürst trat heraus; er war ein Mann in der Mitte der sechzig, eine stattliche Erscheinung, den die Jahre wenig gebeugt hatten. Ihm folgte seine Gemahlin, welche sich mit ihrer Tochter heuer ebenfalls an dem Jagdausflug ins Hochgebirge beteiligt hatte. Auch sie war eine anmutige, noch schön zu nennende Dame anfangs der fünfzig. — Ihre Tochter war ihr wie aus dem Gesicht geschnitten, von schlankem Wuchs und mit einer Fülle kastanienbrauner Haare, welche ein edel geformtes Gesicht umrahmten. Die großen braunen Augen mochten bei der Mutter, als sie ein neunzehnjähriges Mädchen war, ebenso lebenslustig in die Welt gesehen haben wie jetzt bei der Tochter. Auch die jungen Prinzen, lauter schlanke, aristokratische Erscheinungen, traten mit den übrigen aus dem Haus.

Die anderen Jagdgäste kamen von der unteren Hütte ebenfalls zur Strecke herauf. Einige junge Aristokraten hatten sich der Prinzessin angeschlossen und machten über das erlegte Wild ihre Bemerkungen, besonders bei solchen Stücken, von denen einer der Herren behauptete, daß er es erlegt, wurde länger stehen geblieben und der Schuß sowie alle anderen Einzelheiten aufs eingehendste erklärt. Unter anderen war es der junge Graf P., ein Regimentskamerad des einen der Prinzen, eine etwas allzu schlanke Gestalt, die den Kavallerieoffizier sofort erkennen ließ, welcher sich in weidmännischen Ausdrücken besonders gefiel. Der tadellose, etwas stutzerhafte helle Sommeranzug, die gelben Schuhe und die gestärkte weiße Wäsche nahmen sich zu dem Hirschfänger, welchen alle Herren bei der Strecke trugen, höchst absonderlich aus, es dürfte diese gesuchte Zusammenstellung von ihrem Träger jedoch gerade deshalb gewählt worden sein.

Als der Fürst und seine Gäste die ganze Strecke abgeschritten hatten, trat der Forstmeister auf ihn zu, nahm den Hut ab, was alle mit Ausnahme des Fürsten und der Prinzen als Jagdherren taten, sagte die Zahl der erlegten Stücke an und überreichte nun zuerst den Damen und sodann allen Schützen den Kiefernbruch. Rings um diese Gruppe hatte sich eine andere gebildet. Die Jäger und Treiber standen dichtgedrängt umher, um das ihnen so fremde Schauspiel mitanzusehen. Die wettergebräunten, knochigen Gesichter bildeten einen eigentümlichen Gegensatz zu den feinen aristokratischen der fürstlichen Familie und ihrer Gäste.

Unter den Jägern befand sich auch ein junger

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Bursche von kaum zwanzig Jahren. Sein sonnenverbranntes Gesicht und die großen dunklen Augen und schwarzen Haare von südländischem Typus waren anders als die seiner älteren Genossen, welchen man die geborenen Gebirgsbewohner sofort ansah. Er war der jüngste unter denselben und mischte sich wenig in ihr Gespräch. Manchmal überflog sein schwärmerischer Blick die Gruppe der Herrschaften und blieb dann stets wie gebannt an der herrlichen Gestalt der Prinzessin haften.

Unterdessen war es Abend geworden. In das enge Gebirgstal fielen bereits die tiefen Schatten der Berge und die Treiber hatten weiter unterhalb ein großes Feuer angezündet.

Die Gesellschaft begab sich dorthin, um mit allerlei Kurzweil die Zeit zu vertreiben. Einige der älteren

„Von dort möchte ich Edelweiß haben, und wenn es nur ein Stern wäre."

Herren erzählten lustige Anekdoten, andere gaben Dialektkünste zum besten, wieder andere berichteten von den haarsträubendsten Abenteuern, die sie als Jäger oder Bergsteiger erlebt haben wollten.

„Es ist doch auffallend," erwähnte unter anderem die Fürstin nach einer längeren Erzählung des Grafen P., in welcher er seine Kühnheit etwas stark herausgestrichen hatte, „daß man hier, wo doch gewiß viele gute Bergsteiger zu finden wären, welche die Gefahr des Pflückens nicht scheuen würden, die Königin der Alpenblumen, das Edelweiß, gänzlich vermißt."

„Es wäre hier schon zu finden," erwähnte jetzt der Forstmeister, welcher auch der Gesellschaft beigezogen worden war, „allein es wächst nur auf einigen Kalkadern, welche das Schiefergebirge stellenweise durchziehen. Diese Plätze sind jedoch auch für die kühnsten Bergsteiger fast unmöglich zu erreichen.

„Von dort möchte ich Edelweiß haben," rief plötzlich Prinzessin Anna, welche bisher stumm zugehört hatte, „und wenn es nur ein Stern wäre."

„Aber, Kind, wie darfst du so etwas wünschen," unterbrach sie die Fürstin, „ein Menschenleben kann an einer solchen Blüte hängen."

„Gerade das reizt mich," erwiderte das verzogene Töchterchen. „Wer von den Herren würde es wagen und für mich hinaufklimmen," warf sie darauf kokett hin.

„Kind, sprich nicht so frevelhaft," unterbrach sie jetzt in etwas ernsterem Tone die Fürstin. „Wie leicht könnte es einem dieser jungen Tollköpfe einfallen, deinen Wunsch ernst zu nehmen und es versuchen, wirklich hinaufzuklettern.

Die Prinzen versicherten scherzhaft ihrer Schwester, daß sie gewiß keinen Versuch machen würden. Einige andere Herren versprachen dies ebenfalls. Graf P. glaubte, sich der Prinzessin anschließen zu müssen, und erwiderte, es wäre ja vielleicht kein so großes Wagestück, hinaufzusteigen, doch wurde er von den übrigen seiner Prahlerei wegen ausgelacht.

Das Gespräch wendete sich nun anderen Dingen zu, und da sie dasselbe nicht interessierte, flog der Blick der Prinzessin gelangweilt über die Gestalten der Jäger und Treiber, welche nach Art der Gebirgsbewohner stumm dem Gespräch der Herrschaften lauschten. Plötzlich wurde sie durch zwei große schwarze Augen gefesselt, welche schwärmerisch an ihren Zügen hingen. Es waren die des jungen Jägerburschen Franz, der so wie die übrigen jedem Wort jenes Gespräches gefolgt war. Ein eigentümlich mitleidiges Lächeln umspielte ihren Mund. Nun wurde sie jedoch wieder in die Unterhaltung gezogen, und bald waren jene Augen vergessen. Indessen war es ganz finster geworden, und der große Holzstoß flammte daher um so heller auf, die ganze Gruppe phantastisch beleuchtend. Der Fürst forderte die Leute auf zu singen, und bald tönten deren Jodler in die stille Nacht hinaus.

Es bot einen seltsamen Anblick, wie sich hier in dem sonst so einsamen Gebirgskessel so verschieden geartete Menschen zusammenfanden, von denen die einen die höchsten Ansprüche an das Leben stellten, während die anderen keinerlei Luxus kannten und ihre ganze Welt nur ihre Hütten und die umliegenden Berge waren. Sie verstanden sich gegenseitig nicht, beide standen einander fremd gegenüber, und die einen sahen in die Welt der anderen, wie etwa der Eskimo den Morgenländer oder dieser jenen und seine Gebräuche anstaunt, ohne zu begreifen, wie man auf dessen Art leben könne.

Der Holzstoß fing an zusammenzusinken. Ein Stamm nach dem anderen fiel in die Glut hinab und dann sprühten jedesmal haushohe Feuergarben empor. Noch einzelne Äste standen wie Gerippe gen Himmel ragend, von Glut und Flammen umzüngelt, bis auch diese hinabsanken und nur der Feuerherd fortprasselte und glühte.

Die fürstliche Familie erhob sich, und als diese

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

gegangen war, zogen sich auch bald alle Gäste zurück. Die Jäger und Treiber, welche sich in der nahegelegenen Sennhütte noch mit Tanzen unterhielten, gingen auch weg, bis es endlich um das verlöschende Feuer ganz stille wurde.

Nur einer, Franz, saß noch einsam da und blickte mit seinen schwarzen Augen unverwandt in die Glut. Immer dunkler und dunkler wurde es um ihn her, und als endlich von dem Feuer nur noch einige glühende Kohlen übriggeblieben waren, die aus dem Qualm und der Asche wie die Augen eines Raubtieres hervorlugten, da erhob auch er sich. Von den Sennhütten tönten gedämpfte Freudenrufe und Gelächter herüber und über ihn spannte sich der dunkle Nachthimmel mit seinen tausend und aber tausend Sternen.

Er begab sich auf sein Heulager. Doch auch dort konnte der müde Körper lange keine Ruhe finden, und als endlich der Schlaf seine Rechte fand, da umspielten noch phantastische Träume die rege Phantasie. Ihm war, als stünde er auf dem Rande einer steilen Felsenklippe und die Alpenfee reiche ihm eine Edelweißblüte, und diese Fee hatte die Züge der Prinzessin Anna. —

* * *

Es graute der Morgen, im Talgrund brauten die Nebel und nur einzelne Sterne glänzten noch vereinsamt am Firmament. — Franz kletterte von seinem Heuboden herab, er war der erste wach, ringsum herrschte die größte Stille, alles schlief noch. Es ließ ihm keine Ruhe, er mußte empor zu jenen weißen Felsen, auf denen, wie er gehört, Edelweiß wachsen sollte. Und kostete es ihm auch das Leben, er konnte nicht anders. Er dachte nicht an seine alte Mutter, welche ihn so sehr liebte, er dachte auch nicht darüber nach, was er eigentlich bezwecke, er dachte überhaupt sonst an nichts mehr, sein ganzes Denken und Sinnen beschäftigte sich nur mit dem einen holdseligen Bilde. — Ein unbegreiflicher Drang riß ihn fort und er folgte willenlos.

Obwohl in diesem Tal nicht gut bekannt, wußte er doch die Stelle, welche ihm gezeigt worden war, und als geübter Bergsteiger schritt er rasch empor. Zuerst führte der Weg über den Reitsteig, auf welchen die Herrschaften zu ihren Ständen gelangten, dann mußte er den Bergrücken übersetzen, von wo jene weißen Felsen bereits herüberblickten. Diese bestanden aus Kalk und krönten eine hohe Glimmerschieferwand, von deren Schwärze sie grell abstachen. Nun ging's abermals steiglos über Geröll und Felstrümmer ins Tal hinab, und endlich stand er am Fuße der schwarzen Wand, welche steil und unnahbar vor ihm aufstieg. Sie kam ihm vor wie die Mauer einer unersteigbaren Burg, die ein Riese zu Schutz und Trutz erbaut hatte und hinter welcher eine verwunschene Prinzessin gefangen saß. Er suchte lange nach einem Einstieg, endlich hatte er einige Griffe entdeckt, mit Hilfe derer er sich auf ein schmales Felsenband emporschwang, welches schräg aufwärts zu jenen weißen Felsen führte.

Mit sicherem Tritt und Griff klomm er empor. Doch jetzt war jenes Band zu Ende und setzte sich erst mehrere Schritte weiter drüben fort. Vor ihm fiel die glatte Felswand ab, er hätte einen fürchterlichen Sprung wagen müssen. Und nur auf diesem Wege konnte er zu den Felsen gelangen. Verzweifelt sah er sich nach einem Übergang um, doch als er die senkrecht aufsteigende Wand emporblickte, entrang sich ihm plötzlich ein Freudenjauchzer, denn nur wenige Meter oberhalb, an einer kleinen, mit Gras bedeckten Stelle nickte ihm ein ganzer Strauß Edelweiß entgegen. Es hatte sich hier jedenfalls in einer Mulde Kalkschutt angesammelt, auf welchem dasselbe nun üppig wuchs. Rasch und behende wie eine Katze war er droben, pflückte den kostbaren Fund, steckte ihn auf den Hut, und nun ging's wieder talab, mit freudiger Seele den Hütten zu.

Er kam noch früh genug; zwar sah man in dem unteren Hause schon einige Leute geschäftig hin und her gehen, allein im oberen schien noch alles ruhig. Franz schlich leise um das Haus herum an jene Längsseite, wo er das Fenster zum Schlafgemach der Prinzessin wußte. Ringsum herrschte lautlose Stille, das Fenster stand offen, nur ein leichter Vorhang verbarg sein Inneres den Blicken des Lauschers .... Er legte zitternd das Sträußchen auf das Fensterbrett und verschwand sodann lautlos, wie er gekommen.

* * *

Ein herrlicher Morgen zur Jagd. Es wird überall lebendig. Hier und da sieht man schon einen der Jagdgäste zum Brunnen wandern, um dort Toilette zu machen, eine höchst unangenehme Vereinfachung dieses Morgengeschäftes, welches auch manchen Seufzer kostet, da es jedoch zur Poesie der Jagd im Hochgebirge gehört, mitgenommen werden muß. Auch vor dem oberen Hause laufen die Diener mit Kleidungsstücken, mit Gewehren und anderen Dingen geschäftig hin und her. Der ganze Hügel gleicht einem Ameisenhaufen, so wimmelt und hastet alles durcheinander. Nun kommen einige der Jagdgäste herauf, die Prinzen treten aus dem Haus und begrüßen sie, bald findet sich auch der Fürst ein, man bespricht die kommende Jagd und ihr voraussichtliches Ergebnis. Die Jäger der einzelnen Herren bringen deren Gewehre und Mäntel, unter ihnen auch Franz, welcher einem der Prinzen als Führer und Gewehrträger zugewiesen ist.

Er legte zitternd das Sträußchen auf das Fensterbrett.

Jetzt tritt auch die Fürstin mit ihrer Tochter heraus. Die Damen begrüßen freundlich die Anwesenden. Die Prinzessin hält Franzens Sträußchen in der Hand. Mit einem reizenden, schelmischen Blick überfliegt sie die erstaunten Gesichter und fragt dann, die Blumen in die Höhe haltend: „Wem von Ihnen habe ich diese reizende Gabe zu danken? Ich bin wirklich hocherfreut, daß ein so flüchtig von mir hingeworfener Wunsch, den ich schon längst wieder vergessen, eine so rasche Erfüllung gefunden. Denn daß das Edelweiß frisch gepflückt ist, beweisen mir die noch weichen Stiele und ihr duftiges Aussehen."

Die Herren blickten einander verwundert an. „Von uns hast du sie nicht erhalten," riefen in launigem Ton die beiden Prinzen.

„Dies wußte ich ohne eure Beteuerung," gab sie schnippisch zurück, „doch der Spender melde sich, ich bin nicht gewöhnt, Geschenke ohne Dank anzunehmen."

Einer nach dem anderen versicherte, daß er es gewiß nicht sei, und noch unterhielt man sich darüber, wer es gewesen sein könnte, da kam Graf P. vom unteren Jagdhaus heraufgeschritten. Er hatte zu seiner Toilette länger als alle anderen bedurft, dafür war jedoch auch sein ganzes Äußeres tadellos. Angefangen von dem grünen Hut mit dem Gemsbart, dem Lodenrock mit grünen Aufschlägen und der steirischen Rückenfalte, den schwarzen Lederhosen und grünen Strümpfen bis zu dem glattrasierten Kinn und dem weißen Seidenhemd war alles, wie eben aus dem Laden kommend und brachte seine elegante Figur zur vollen Geltung.

Lachend rief einer der Prinzen: „Da kommt ja der Held des Tages; wenn man schon so früh Geschenke macht, kann man natürlich nicht zur Zeit fertig sein."

Höflich grüßte der Angeredete die Gesellschaft, küßte den Damen die Hände und führte sich mit einigen leicht hingeworfenen Einleitungsworten ein. Sein dem Salon angepaßtes Auftreten wirkte hier, in Gebirgstracht und ländlicher Umgebung, nur noch auffallender und, wie es schien, auf die Damen nicht ungünstig.

Als man ihm das Ereignis von dem Edelweißsträußchen erzählte, versicherte auch er, nichts davon zu wissen. Diese Versicherung klang jedoch so zurückhaltend, daß man sie auch für ein Ausweichen hätte nehmen können. Es wäre auch nicht unmöglich gewesen, daß er jene Blumen gebrochen hätte, denn er war ein eifriger Sportsliebhaber, und obwohl man seine Fertigkeit als Bergsteiger nicht kannte, mochte er vielleicht auf diesem Gebiet gewisse Geschicklichkeit besitzen. — Auch wußte man, daß ihm Prinzessin Anna nicht gleichgültig war.

Die Prinzessin schien nicht abgeneigt, dieser Meinung beizutreten, und der schelmische Blick, den sie dem jungen Grafen zuwarf, wurde von diesem wohl verstanden. Doch um sich den Anschein zu geben, als ahnte sie nichts, hub sie nochmals an: „Wenn sich also der edle Spender nicht nennen will, so muß er auf meinen Dank verzichten, denn er kann nicht verlangen, daß ich ihn errate. Überhaupt finde ich es nicht hübsch, mich Rätsel lösen zu lassen. Will man mir Freude bereiten, so übergebe man mir Geschenke persönlich, nur dann haben sie wahren Wert für mich."

Etwas abseits von dieser Gruppe unter den anderen Jägern stand Franz. Er hatte alles mit angehört, allein es war ihm, als hätten jene Menschen in einer ganz anderen, unverständlichen Sprache gesprochen. Den Sinn der einzelnen Worte hatte er wohl verstanden, allein ihr Zusammenhang war ihm etwas Unbegreifliches. Diesem urwüchsigen, naiven Naturkind schien jener leichte Gesellschaftston, in dem man Dinge besprach, welche für ihn doch den höchsten Wert besaßen, etwas Unfaßbares. Trotzdem ahnte er es instinktiv, daß die Prinzessin jenen Grafen P. für den Geber der Blumen hielt. Es war ihm selbst nicht klar gewesen, was er mit dem Pflücken des Edelweißes bezweckt habe, er war willenlos dem Drange gefolgt, der ihn emporgetrieben, er hatte nicht auf Dank gehofft, und doch tat es ihm nun unendlich weh, daß sie, für die er sein Leben gewagt, dies nun einem anderen zuschrieb. Das ganze Ereignis, welches für die verwöhnten Stadtkinder nur einen lustigen Scherz bedeutete und bald wieder über anderen Dingen vergessen war, machte auf den jungen Burschen einen tiefen, erschütternden Eindruck, den er nimmer loswerden konnte. Er haßte den Grafen, und nur der eine Gedanke erfüllte ihn: jenen Irrtum mußte er aufklären.

Nun erschien der Forstmeister, verlas die Einteilung auf die einzelnen Stände, und dies bedeutete den Aufbruch. Unter „Weidmannsheil"-Rufen und Hüteschwenken trennte man sich.

Prinzessin Anna, welche immer einen ihrer Brüder auf den Stand begleitete, ging heute mit ihrem jüngeren, Friedrich, dem Franz als Führer zugewiesen war. Schweigsam schritt er voraus, doch innerlich glückselig, sie geleiten zu dürfen. Bei jedem Schritt, den er machte, suchte er die beste Stelle aus, da er wußte, daß sie den Fuß darauf setzen würde.

Der Stand war erreicht; da das Anstellen der Treiber und Schützen viel Zeit erforderte, mußte man einige Stunden auf dem eine prächtige Aussicht in das Tal gewährenden Platz verweilen. Die Prinzessin unterhielt sich mit ihrem Bruder, Franz saß abseits, und nur hier und da stahl sich ein Blick zu ihr hinüber. Einigemal nahm sie das Edelweißsträußchen in die Hand und betrachtete die einzelnen Blüten, dann durchzuckte es jedesmal schmerzlich das Herz des jungen Mannes.

Auch mit ihm hatte sie einigemal freundlich gesprochen, unter anderem nach den weißen Felsen gefragt. Er war bei ihrer Ansprache nur immer tief errötet und gab kurze, für den, der die Art der Gebirgsbewohner nicht kennt, fast trotzig klingende Antworten. Seine sichtliche Verlegenheit schien ihr Spaß zu bereiten, denn jedesmal, wenn ihr Blick die glühenden Wangen des jungen Burschen streifte, überflog jenes sonderbare mitleidige Lächeln ihre Züge.

BLB Karlsruhe

Da erscholl der Treibschuß, das Signal, welches der leitende Forstbeamte abgab, um die bei der großen Entfernung nicht anders zu verständigenden Treiber zum gleichzeitigen Ausgehen zu veranlassen. Nun begann die Jagd, in Rudeln kamen die Gemsen die Felsen herab, der Prinz erlegte einige Stück. Die Prinzessin folgte gespannt dem ganzen Vorgang. Bald waren die letzten Schüsse in den Bergen verhallt, und man machte sich wieder zum Heimgang bereit. Indessen zogen schwere schwarze Wolken am Firmament herauf und die schon im Sinken begriffene Sonne sendete noch stechende Strahlen zwischen denselben hervor. Alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß trotz des schönen Morgens schlechtes Wetter eintreten werde. Deshalb beschleunigte man beim Abstieg auch die Schritte, und als man unten angekommen war, hatte sich ringsum alles mit Nebel umzogen und bald strömte ein heftiger Regen herab.

Der Abend verlief recht langsam und wenig unterhaltend für die fürstliche Familie und deren Gäste. Man vertrieb sich mit Gespräch und Kartenspiel so gut als möglich die Zeit. Die Räume waren geheizt worden, denn draußen begann es immer kälter zu werden, was bei Regenwetter im Gebirge häufig der Fall ist.

In einer der Sennhütten tanzten und rauchten die Treiber. Das enge Zimmer war mit Qualm und Dunst erfüllt. — Im Vorraum, in welchem das offene Feuer den Kessel erwärmte, saß Franz und starrte in die Flammen. Die Scene von heute Morgen wollte ihm nicht aus dem Sinn, immer und immer wieder mußte er an die Worte der Prinzessin denken: „Wer meinen Dank will, der muß mir ein Geschenk persönlich übergeben.“ Und der Blick, den sie bei diesen Worten dem Grafen zugeworfen, machte ihm noch jetzt das Blut sieden.

Einige der anderen Burschen, welche sich mit Tanzen köstlich unterhielten und auch ihn als lustigen Gefährten kannten, fragten im Vorübergehen, warum er heute nicht mittue; als er etwas mürrisch erwiderte, lachten sie ihn aus und meinten, hier sei gewiß wieder ein Dirndl im Spiel. Seine Mutter, welche auch hier beschäftigt war, fragte ihn ebenfalls teilnehmend, was ihm denn fehle, allein auch ihr gab er eine unfreundliche Antwort.

Bald darauf erhob er sich, sagte seiner Mutter Gute Nacht und wollte gehen. „Gehst schon schlafen?“ fragte sie teilnehmend.

„Ja,“ antwortete er, „ich muß morgen zeitlich heraus.“ Und der Kuß, den er auf ihre Lippen drückte, schien ihr heißer als sonst. Er mochte doch seine frühere Unfreundlichkeit bereut haben, oder hatte ihn etwas anderes hierzu bewegt?

Franz war ihr uneheliches Kind. Sein Vater, den er nie gekannt, war ein Italiener gewesen, und seine Mutter, die denselben nicht mehr vergessen konnte, obwohl er sie treulos verlassen, hatte nicht mehr geheiratet. Ihr Sohn war ihr Alles auf dieser Welt.

Bald hatten auch die übrigen sich müde getanzt einer ging nach dem anderen, und nicht lange darauf lag wieder alles in tiefer Ruhe. Nur der Regen platscherte eintönig auf die Dächer herab, unter denen die müden Schläfer träumten, und hie und da vernahm man das Kollern und Poltern losgebrochenen Gesteins, welches sich von den Felswänden abgebröckelt hatte.

* * *

Ein regnerischer, trüber Morgen. Die Nebel hingen tief herab, der Regen hatte sich gegen Morgen in Schnee verwandelt, und nun war alles bis in das Tal dicht beschneit.

Auf die Anfrage des Forstmeisters hatte der Fürst die Jagd abgesagt. Es war schon in vorgerückter Vormittagsstunde, als sich einige Herren zum Besuche der Prinzen im Gesellschaftsraum des oberen Hauses einfanden. Man lachte, scherzte, äußerte zu öfteren Malen den Unwillen über das schlechte Wetter und kürzte sich mit anderen Gesprächsthemen die Zeit.

„Als ich heute morgen das Fenster öffnete,“ erzählte die Prinzessin, „um nachzusehen, ob nicht abermals ein Sträußchen draußen läge,“ setzte sie mit schelmischem Blick zu Graf P. hinzu, „prallte ich, von dem grellen Schneelicht geblendet, zurück.“

„Ja, in den höheren Teilen muß es stark gestöbert haben, besonders in den ersten Morgenstunden brauste und wetterte es fürchterlich, jetzt noch kann man das Abstürzen des losgebrochenen Gesteins hören,“ erwähnte der Fürst.

„Die Jäger werden bei der Nachsuche schwere Arbeit haben,“ meinte einer der Prinzen.

Die Leute sind den Kampf mit dem Wetter gewöhnt, auch dürfte von gestern nicht viel Wild zurückgeblieben sein.

„Sie kommen schon,“ rief nun Graf P. und trat zum Fenster, durch welches man einen Zug Jäger erblicken konnte, welche auf einer Reisigtragbahre anscheinend Wild trugen. Da es zu regnen aufgehört und alle froh waren, Abwechslung zu finden, ging die ganze Gesellschaft hinaus, um sie zu erwarten. Von der Anhöhe herab bewegte sich der Zug langsam der Hütte zu. Bald konnte man jedoch gewahr werden, daß das, was die Leute trugen, kein Wild sei. Auf der Bahre lag, mit geschlossenen Augen, Franz, der junge Jägerbursche. Man hatte ihn mit einem Mantel zugedeckt, und nur das bleiche, von dunklen Locken umrahmte Gesicht sah aus dem grünen Reisig hervor.

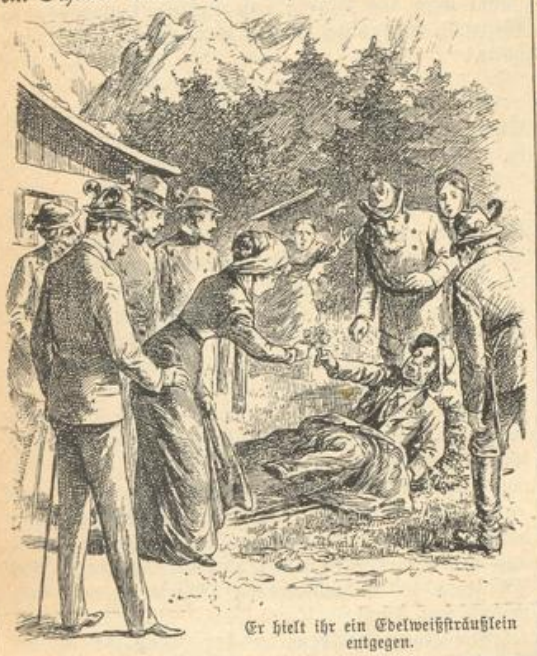
Vor dem Hause angelangt, stellten sie die Bahre nieder.

„Abgestürzt?“ fragte der Fürst einen der älteren Jäger.

„Ja,“ antwortete dieser, „doch muß er schon zeitlich 'nauf sein, weil wir ihn schon fast ganz erstarrt dahinten bei der schwarzen Wand g'funden haben. Er hat dort wahrscheinlich Edelweiß brocken wollen, und halt' a Büscherl davon so fest in der Hand, daß ma ihm's nicht wegnehmen kann. Er ist a sehr guter Steiger der Franz, aber heut früh war's halt sakrisch schich da droben, aus der Gegend ist er a net und

kennt sich halt net so guat aus da. Es war halt recht unvorsichtig von ihm, das er auffi is."

Jetzt schien der starre Körper Leben zu erhalten, ein Schauer rüttelte ihn. Leises Zucken flog über das



Er hielt ihr ein Edelweißsträußlein entgegen.

bleiche Antlitz, und nun schlug der Verunglückte die Augen auf. Wie aus tiefem Schlaf erwachend blickte er geistesabwesend um sich, er konnte jedenfalls die Situation nicht fassen, die vielen fremden Gesichter verwirrten ihn. Plötzlich blieben seine großen schwarzen Augen wie festgebannt an dem Antlitz der Prinzessin hängen. Einige Augenblicke starrte er sie an, dann umzog es wie Lächeln seinen bis jetzt festgeschlossenen Mund. Er erhob mühsam den Oberkörper, und sich mit dem linken Arm stützend hielt er ihr mit der Rechten ein bis jetzt unter dem Mantel verborgen gehaltenes Edelweißsträußlein entgegen.

Die Prinzessin war auch bleich geworden. Sie stand vor dem ersten traurigen Augenblick in ihrem Leben, der unbedachte Scherz, den ihr eine Laune eingegeben, hatte einen furchtbaren Abschluß gefunden, der Eindruck der Scene überwältigte sie. Doch instinktiv griff sie nach dem Sträußchen.

Da zuckte ein verklärender Freudenstrahl über die Züge des jungen Mannes. Doch nun verließ die Kraft den unterstützenden Arm und er fiel lautlos zurück.

„Franzl, mein armer Franzl," rief da plötzlich eine Stimme, und durch die anwesenden Treiber und Jäger drängte sich eine alte Frau, wie wahnsinnig auf die Bahre losstürzend. Sie faßte das Haupt ihres Kindes und bedeckte es mit Küssen. Wieder öffnete der Sterbende die Augen, und als er die Mutter erblickte, da legte sich ein schmerzlicher Zug um sein Antlitz und zwei große Tränen rannen über die Wangen. „Ich hab' net anders können, Mutter, verzeih mir's," sagte er dann mit schwacher Stimme.

Jetzt ließ sie ihn sanft niedersinken, noch ein tiefer, herzerschütternder Seufzer rang sich aus der wunden Brust, dann lag eine Leiche auf der Reisigbahre.

Da fühlte plötzlich Prinz Friedrich, wie sich seine Schwester an ihn lehnte, und als er sich umsah, konnte er noch eben rasch genug die Taumelnde auffangen.

Indes hatte der alte Jäger den Hut abgenommen und die Hände gefaltet. Alle übrigen folgten dem Beispiel und einige Minuten lang herrschte lautlose Stille, nur von dem Schluchzen der unglücklichen Mutter unterbrochen.

Die Sonne brach durch die Wolken und blickte herab auf ein todbleiches Antlitz. Das heiße, leidenschaftliche Herz hatte ausgeschlagen, kalt lag er da der junge Körper, doch um die blassen Lippen spielte noch im Tode ein glückseliges Lächeln.

* * *

Jahrelang blieb das Jagdhaus unbenutzt. Den Fürsten und seine Familie hatte jenes Ereignis tief erschüttert, und da er nicht gerne daran erinnert sein wollte, kam er fast nie mehr in diese Gebirgsgegend.

Der Grund hiervon war weniger das traurige Schicksal des Jägers Franz, sondern mehr noch die Veränderung, welche seit damals mit Prinzessin Anna vorgegangen war. Aus dem lebenslustigen, verzogenen, ja manchmal übermütigen und launigen Mädchen war eine ernste Jungfrau geworden. Als die Zeit herankam, in der ihre Familie sie zu vermählen gewünscht hätte, und man ihr dies andeutete, eröffnete sie derselben den unerschütterlichen Entschluß, den Schleier nehmen zu wollen. Alle Ermahnungen und Einsprachen waren vergeblich, und so trat sie denn in ein Nonnenkloster.

Die Welt spricht von einer unerwiderten Neigung, die sie gehegt. Manche bezeichnen den Grafen P. als den Gegenstand derselben. Dieser mied nämlich seit jener Jagd die Gesellschaft der fürstlichen Familie.

Vielleicht mochte jedoch auch das Ereignis in dem stillen Gebirgstal ein Grund zu dem Entschluß der Prinzessin gewesen sein. Ihr in übermütiger Laune hingeworfenes Wort hatte ja damals ein Menschen-

leben gekostet, und wenn sie sich auch nicht schuldig fühlte, so durfte dieses tiefernste Schauspiel, ihr, die das Leben bisher nur im Salon und Seidenkleid gekannt, die Augen aufgerissen haben. — Sie verzichtete gerne auf eine Welt, deren Nichtigkeit sie einsehen gelernt hatte.

Am Fuße jener schwarzen Wand steht eine einfache Gedenktafel, ein „Marterl", wie dieselben im Gebirge genannt werden. Darauf befinden sich nur die schlichten Worte: „Hier stürzte Franz Schober, fürstlich Sch—scher Jäger, beim Edelweißpflücken ab."

Was den Jüngling damals in Sturm und Nacht hinaufgetrieben zu jenen Felsen, das künden diese Worte nicht. Nur die Stürme sprechen davon, wenn sie um die Zacken und Kanten der zerrissenen Felsklippen sausen und pfeifen, wenn sie an jener Tafel rüttelnd und heulend vorüberbrausen. Sie rufen es sich dann frohlockend zu, daß sie hier ein armes Menschenkind herabgestürzt, eines jener vielen irregeführten Opfer, das sich in unwiderstehlichem, unerklärlichem Drange zu ihnen heraufgewagt.—

Der Italiener.

Ein Italiener stand neben der Landstraße im tiefen Dreck und besserte eine zerbrochene Wasserdohle aus, mit Simenti, wie er sagte.

Die Herren machten ernste Gesichter.

Kommt der Straßenmeister gegangen, die Hosen in den Stiefeln, den Stock in der Hand. Er bleibt stehen und guckt tiefsinnig in das wässerige Loch, in dem der Italiener steht.

Da rasselt's in der Ferne. Aha! Zweispännig: der Kgl. Straßenbauinspektor mit seinem Assistenten. Zugleich saust daneben an der Station ein Eisenbahnzug an. Der Herr Inspektor hätte ja auch den Zug benutzen können, das hätte den Staat nichts gekostet. Aber zweispännig macht sich's würdiger, auch pläsierlicher bei dem schönen Sommerwetter, und gibt besseren Appetit. Der Staat hat ja Geld wie Heu. Was liegt an den lumpigen zwanzig Mark? Andere machen's auch so. Es fragt niemand darnach.

Die Herren steigen aus, begrüßen den Straßenmeister huldvollst.

„Haben Sie das Mittagessen bestellt, Herr Assistent?"

„Jawohl, Herr Inspektor."

„Auch Forellen?"

„Jawohl, Herr Inspektor."

„Das ist sehr wichtig. Der Herr Oberinspektor legen großen Wert auf Forellen."

Da rasselt's auf der andern Seite, wieder zweispännig. Aha, der Herr Oberinspektor aus der Residenz mit noch einem Herrn von der Regierung. Abermals fährt, diesmal von der Residenzrichtung her, ein Zug an der Station an, aber die Herren achten nicht darauf. So macht sich's besser und pläsierlicher. Der Staat hat ja Geld wie Heu. Was liegt ihm u. s. w. Die andern machen's auch so.

Die vier Herren begrüßen sich, fragen nach dem Wohlergehen ihrer gegenseitigen Lieben daheim, nach dem neuesten Klatsch, Beförderungen ꝛc. Man berät über das Mittagessen. Dann wendet man sich endlich zur Betrachtung des Loches.

Das ist eine böse Sache! Nämlich die Gemeinde Hintermmond weigert sich, an den Kosten für Reparatur der Dohle mit ihrem sonstigen Drittel teilzunehmen, da diese Dohle pures Eigentum des Fiskus sei und ihr nicht den geringsten Nutzen bringe. Deshalb wurde seitens des Fiskus Augenschein genommen.

„He, Italiano, was wird die Reparatur da kosten?"

„Come habe sie gesait?"

„Was das Ding kostet? Na, der Kuckuck mit dem welschen Kerl. Kann denn keiner der Herren italienisch?"

„Ah, costa? O, i verstand, kosta swanzig Mark."

Die Herren machten ernste Gesichter. Es handelte sich um ein Streitobjekt von $6^2/_3$ Mark. Wert genug, um vier höhere Beamte, vier Pferde, zwei Wagen und einen Straßenmeister in Bewegung zu setzen. Man muß den Vorteil des Staates mit Gut und Blut, nötigenfalls sogar mit Forellen verteidigen. Sehr ernste Beratung. Beschluß: man wolle die Gemeinde ersuchen, um des lieben Friedens willen guttatsweise die $6^2/_3$ Mark zu erlegen. Wenn sie es nicht täte, sei es immer noch Zeit, daß der Staat bleche.

Fertig. Die schwere Tagesordnung ist wieder einmal erledigt. Nun muß man sich durch das übliche gute, bestellte Mittagessen dem Staat möglichst lang erhalten. Der Straßenmeister wird huldvollst verabschiedet. Er pilgert mit seinem Stecken die Straße heimwärts und raucht seine Pfeife, daß man es in der reinen Feldluft weithin riecht.

Die vier höheren Herren aber besteigen wieder die Chaisen und fahren nach dem Hirschen in Hintermmond, wo man bekanntlich am besten in der ganzen

Gegend zu Mittag ißt. Dort hofft man heute außerdem noch den Oberförster zu erwarten, auch den Amtsrichter, den Bauinspektor, den Notar und den Steuerkommissär, alle in Amtsgeschäften. Ja, dort ißt man gut, das weiß man bis ins Ministerium hinein.

Als die zwei Chaisen abgefahren waren, sah ihnen der Italiener lange nach, schüttelnden Kopfes. Dann sagte er: „Deutschland, verruckt Land. Fünf guck, eins schaff."

Lernen und Tun.

Ein Stückchen aus dem Religionsunterricht zum Nachdenken für alle, die damit zu schaffen haben.

„So, Kinder, nun habe ich euch das vierte Gebot aufs genaueste erklärt. Und jetzt sage du mir das Gebot noch einmal!"

„Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest im Lande, das dir der Herr, dein Gott, gibt."

„Recht! Und du, Wipfler, sage gleich dazu, was das heißt!"

„Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir . . daß wir . . . daß wir keine Bilder anbeten, sondern —"

„Da hört doch alles auf. Hat der Kerl wieder geschlafen; wart, ich will dich wecken. Das vierte Gebot, Wipfler, du Murmeltier!"

„Daß wir die Sonn- und Feiertage —"

„Nein, das vierte, von Vater und Mutter."

„Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir dem Nächsten sein Geld oder Gut nicht nehmen, sondern ihn darum betrügen."

„Setz dich, du Faulpelz. Um 11 Uhr, wenn die Schule aus ist, bleibst du eine Stunde sitzen und lernst den Katechismus. Ich will's dem Herrn Lehrer sagen."

Mein kleiner Wipfler, ein kurzer Knirps, setzte sich und bohrte die runden Fäuste in die Augen. Tränen so groß wie Erbsen quollen ihm zwischen den Fingern hervor. Mit dem Kerl seiner Lernerei wurde es aber auch täglich weniger. Ich beschloß, heute noch bei seinen Eltern nachzusehen und dieselben zu ermahnen, daß sie ihn zu fleißigerem Studium anhielten. Denn wie sollen Kinder ihre Kindespflichten erfüllen, wenn sie sich diese Pflichten nicht einmal einprägen wollen?

* * *

Ich trat in das Häuschen der Familie Wipfler ein. Es lag hinten im Wald. Die Tür zum Hausgang und zur Stube war offen. Ich trat ein und suchte nach irgend einem Bewohner des Hauses . .

„Ist jemand da?"

Die Stimme kam aus der offenen Nebenkammer. Ich schaute hinein. Die Frau Wipfler lag abgezehrt im Bett und weinte.

„Was ist Ihnen denn, Frau Wipfler? Sind Sie krank? Davon weiß ich ja gar nichts."

„Ach, Herr Pfarrer, ich bin schon seit vierzehn Tagen im Bett, so elend, daß ich meine, ich sterbe. Wenn ich aufstehen will, falle ich grad' um. Der Doktor sagt, es sei Blutarmut. Wo soll denn unsereins auch Blut her haben? Von dem Kaffee gibt es keins."

„Sind Sie denn ganz allein im Haus? Wo ist Ihr Mann? Wo sind Ihre Töchter?"

„Ach Gott, Herr Pfarrer, Sie wissen ja, wie's der Wipfler hat. Er geht halt jeden Tag zu seiner Arbeit im Wald."

Der Vater Wipfler war ein Lump. Den ganzen Tag hing er bei der Arbeit an der Bierflasche; zwischenhinein, damit er wieder rechtschaffen Durst bekam, holte er die Schnapsguttere aus dem Leinensäcklein. Um seine arme Frau kümmerte er sich so gut wie nichts.

„Und weshalb ist keine Ihrer Töchter bei Ihnen?"

„Was soll ich auch mit denen anfangen? Die Große, die Kathrine, ist in die Stadt gegangen als Näherin, weil sie dort einen Liebhaber hat, der bei den Dragonern steht. Sie läßt mich einfach liegen. Und die Rosalie, ach Gott, Herr Pfarrer, ich will's Ihnen ein andermal erzählen. Ich bin jetzt zu schwach dazu. Es ist ein Jammer!"

„Und das waren einst meine besten Schülerinnen, wie ich sie selten gehabt habe. Aber wer versorgt Sie denn jetzt in Ihrer Krankheit?"

„Der Kleine, der Reinhard."

„So? der noch in die Schule geht?"

„Ja, Herr Pfarrer. Wenn ich den nicht hätte, wäre ich schon im Boden. Morgens um vier Uhr steht er auf, mistet die Geißen, holt im Wald Futter und melkt sie. Dann macht er mir das Morgenessen. Und wenn er um elf Uhr aus der Schule kommt, kocht er die Milch ab und besorgt das Mittagessen, dann auch die Geißen. Mittags geht er in den Wald und sucht Beeren oder Tannenzapfen. Er hat manchen Tag schon fünfzig Pfennig verdient. Davon leben wir zu zweit fast ganz allein. Und Abends sorgt er wieder für alles und kocht zu Nacht, bis der Vater kommt. Dann lernt er noch. Aber das ist mein täglicher Jammer, daß ihm nichts in den Kopf will. Er hat gar keine Gedanken, ist auch so müd und schläfrig, daß er oft zwei Stunden an einem Sprüchlein oder Liedervers lernt und doch nichts behält. Alle unsere Kinder haben gut gelernt, nur der nicht. So wird er auch heute wieder nichts gewußt haben und in der Schule sitzen bleiben müssen. Wer kocht mir da das Mittag-

essen, und ich bin doch so schwach! Eben, als Sie kamen, lag ich wieder in einer Art von Ohnmacht. Ich kann's nicht so lange aushalten, wenn er erst um zwölf oder ein Uhr aus der Schule kommt."

„Hab keine Angst, Reinhard, ich tu' dir nichts."

Wie schämte ich mich! Ich griff rasch in die Rocktasche und suchte. Ich fand noch ein Päckchen Schokolade, das ich gestern aus der Stadt gebracht hatte; das gab ich der Frau. Dann ging ich in den Hausgang, der zugleich als Küche diente, und begann trotz des Protestes der Frau Feuer zu machen und Milch abzukochen. Ich schnitt Brot hinein, tat Salz daran und brachte der Frau die Suppe. Diese war außer sich darüber, daß ich ihr diese Dienste tun mußte. Ich schüttelte ihr auch die Kissen auf, holte frisches Trinkwasser und öffnete das kleine Kammerfenster.

Auf einmal hörte ich eilige Kinderschritte vor dem Haus. In vollem Galopp sauste mein kleiner Wipfler mit seinem großen rumpelnden Schulranzen in die Stube. Als er mich sah, wurde er totenbleich. Er zitterte, denn er ahnte die Ursache meines Kommens. Er konnte nicht einmal sein Grüß Gott herausbringen. Als ich ihm die Hand etwas schnell entgegenstreckte, hielt er sich die Arme über den Kopf, bereit, Schläge abzuwehren. Schon wieder drangen ihm die Tränen aus den runden Augen.

„Hab keine Angst, Reinhard, ich tu' dir nichts. Komm einmal her, du liebes, liebes Kind. Ich habe dir unrecht getan und will's wieder gut machen." Ich nahm sanft seine dicken Kartoffelbacken zwischen meine Hände, bückte mich und drückte einen Kuß auf die verwunderte Stirne. Jetzt sah ich zum erstenmal, welch ein reines, gutes Auge der Knabe hatte.

„Komm herein zu deiner Mutter."

Ich setzte mich auf eine Kiste und hob den Kleinen auf meine Knie.

„Du kannst deinen Katechismus nicht lernen?"

Ein neuer Tränenstrom war die Antwort.

„Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren. Aber noch seliger sind die, welche es tun. Du tust es, denn du bist ein guter, braver Sohn. Bleibe so und Gott wird dir's reichlich lohnen. Ehre Vater und Mutter mit Tat, mit Worten und Geduld. Wie heißt's weiter? Sag's!"

Der Knabe wußte es wieder nicht.

„Nun, des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser. Gott wird dir sicher ein Haus bauen, vielleicht auf dieser Erde schon, aber sicherlich da, wo in des Vaters Hause viele Wohnungen sind. Gott segne dich, mein Kind."

Ich wußte es zu machen, daß die Frau durch gute Nahrung bald wieder zu Kräften kam. Der kleine Wipfler war und blieb zwar den Sprüchen ziemlich, den Katechismusfragen völlig unzugänglich. Aber nachsitzen mußte er deswegen nicht mehr.

Er ist jetzt Hausbursche in einem großen Sanatorium und schickt von seinem reichlichen Lohn und dem noch reichlicheren Trinkgeld vieles seiner Mutter heim, daß sie es aufhebt oder für sich verwendet, wie sie will. Wenn er an den Feiertagen heimkommt, macht er mir jedesmal seinen Besuch. Und jedesmal ist er mein stummer Bußprediger und mein hervorragendster Lehrer der religiösen Pädagogik.

Was fehlt unserm Religionsunterricht? Weshalb ist er nicht so fruchtbar, als er sein könnte?

Zu viel Lernen, zu wenig Erziehen. Würden wir auf die Hauptsache, auf die Erziehung zur Religion selbst anstatt zum Verständnis der Religion sehen, so hätte mein guter Wipfler niemals nachsitzen müssen.

Die Stimme der Natur.

Wunder, wie sie früher, als die Leute noch durch die Hornbrille in die Welt hineinschauten, die vermeintlichen Heiligen bewirkt haben sollen, erlebt man heutzutage keine mehr bei uns; die gedeihen nur noch auf sehr unkultiviertem Boden. Alle Vorgänge in, um, unter und über uns finden ihre natürliche Erklärung.

Wunder vollziehen sich zwar in der Werkstätte der Natur, nur fallen sie uns nicht so auf, weil wir dran gewöhnt sind und sie daher als etwas ganz Selbstverständliches ansehen. Und doch ist es ein großes Wunder, wenn die Sonne täglich über den Gebirgen emporsteigt, ins Blau des Himmels hineintaucht, die ganze Welt erwärmt und vergoldet; es ist ein Wunder, wenn der Mond, präciser als ein preußischer Grenadier, seiner Bestimmung nachkommt, seine Bahn durchläuft im goldschimmernden Kranze zahlloser Sterne und mit magischem Lichte unsere

Erde beleuchtet; ein Wunder auch, wenn aus der Verwesung des Samenkornes der Samenkörner viele hervorgehen, und niemand ist, der die geheimste Ursache all dieser Vorgänge erschöpfend und befriedigend ergründen und erklären könnte.

Für eines der größten aller Wunder habe ich aber immer angesehen, daß jeder Mensch, trotzdem wir alle von Mutter Natur Augen, Nasen, Ohren, Stirn und Backen überkommen haben, jeder einzelne seinen aparten Gesichtsausdruck, seine besondere Physiognomie hat, so daß er unter Millionen andern herauszufinden ist. Das ist doch gewiß ein großes, eines der größten aller Wunder.

Und wie im Leiblichen, so ist es auch im Geistigen, jeder hat ein ganz besonderes Gepräge, das ihn vor allen andern bemerklich, erkennbar macht. Jeder Mensch denkt, fühlt, liebt, aber jeder auf seine eigene Art und Weise, in mehr oder weniger hohem oder niederem Grade, und jeder bringt seine Empfindungen auf seine eigene Art zum Ausdruck.

Ganz gleich sind die Empfindungen und deren Kundgabe bei zwei Menschen niemals, nur ähnlich, und in diesem Fall spricht man von verwandten Geistern. Daß diese Geistesverwandtschaft sich am meisten unter Blutsverwandten findet, ist natürlich. Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Bruder und Schwester fühlen sich, wenn sie sich ihrer Lebtag nie sahen, bei einem plötzlichen Begegnen zueinander hingezogen durch ein eigentümliches, die Seele erwärmendes Empfinden, welches man „Ahnen" nennt, und selbst ein kleiner Knirps kann vermöge dieses Ahnens auf das Richtige kommen, wie nachfolgendes Geschichtchen beweist.

In Tannenbuck wohnte ein Schreiner, der machte Hausrat und in „guten Jahrgängen", wie er sagte, sieben bis acht Särge, in schlechten deren nur vier bis fünf. Er hatte ein Weib, die hieß Maria und hatte den Mann schon mit sechs Kindern beschenkt. Aber leider waren es, wie der Schreiner sagte, lauter Maidele, und er hätte doch so gerne einen Buben gehabt, der später seinen Platz an der Hobelbank einnehmen, den Namen fortpflanzen und, wenn nötig, das Vaterland verteidigen konnte. Daß solch ein Bübchen sich nicht einstellte, ging dem Schreiner sehr gegen den Strich, und je länger, je mehr, so daß er nur noch ganz unreputierlich murrte, wenn die Hebamme wieder ein Maidele anmeldete.

„I lueg's nit a, bigotts," konnte er sagen, „derlei ha-n i jetzt efange gnueg. Nüt as Maidli und Maidli, 's isch zuem Davonlaufe!" Und über dem Verdruß über den Mädchensegen war der Schreiner oft sehr unwirsch mit der Frau, als ob sie an dieser Bescherung die Schuld trüge.

Aehnlich ging es beim Schusterfrieder, nur war hier die Sache umgekehrt: sie hatten fünf Buben und hätten doch zur Abwechslung und zur Bedienung im Alter, wie sie sagten, gerne ein Maideli gehabt; denn die Buben, meinte der Schusterfrieder, müßten alle zum Militär und, wenn 's Unglück wolle, sich noch totschießen lassen für König und Vaterland. Man könne ihnen nur Geld schicken, wenn sie beim Kommiß seien, und habe nachträglich spottwenig Dank davon, und wenn er gewußt, daß ihm mit ihr, der Kathrin, wie seine Frau hieß, nur Buben beschert würden, hätte er sie gewiß nicht genommen.

Das ging der Kathrin sowie ihrer Freundin, der Schreinerin, nahe, wenn die Männer sie so lieblos und ungerecht behandelten, und sie kamen überein, daß, wenn der Storch sie wieder wie bisher bescheren würde, sie verstohlenerweise, aber mit Hilfe der Hebamme natürlich, einen Tausch machen wollten.

Und siehe da, der Storch erschien gleichzeitig bei beiden und legte nach bisherigem Brauch der Schreinerin wieder ein Maideli, der Schusterin aber ein dralles Bübchen ins Bett, und noch in derselben Nacht wurden die Kinder ohne Wissen der Ehemänner vertauscht durch die Bergtheres, ihres Zeichens Hebamme, und tags darauf tanzten der Schuster und der Schreiner jeder in seiner Stube herum, der Schuster hatte ein Mädchen, das langersehnte, und

„Komm, Theresle, komm, ich geb' dir ein par Nüsse und Aepfel."

der Schreiner ein herziges Büble im Arm, und keiner ahnte den frommen Betrug, dessen Opfer er war.

Fünf Jahre gingen so dahin, das Schreinermädchen gedieh beim Schuster und das Schusterbübchen beim Schreiner, und kein Mensch hatte eine Ahnung davon, daß hier eine Verwechslung vorgegangen. Da wollte das Schustertheresle über einen zwar niederen, aber für ein fünfjähriges Schustertheresle doch immerhin zu hohen Zaun klettern und blieb mit den Kleidern an einem der Zaunpfähle hängen, schrie und zappelte zum Erbarmen, weil es ohne Hilfe nicht loszukommen vermochte. Der Zufall fügte es, daß gerade die Schreinerin, seine rechte Mutter, des Weges kam und, überwältigt von der längst mit Schmerzen zurückgehaltenen Mutterliebe, das Kind losmachte, es herzte und küßte, wie eben nur eine Mutter es kann. Indem kam auch die Schusterin, des Kindes Pflegemutter, und wollte es heimnehmen.

„Komm, Theresle," sagte sie, „komm, ich geb' dir ein paar Nüsse und Aepfel, sie werden dich für die ausgestandene Angst trösten und entschädigen."

Sie meinte es gut, sie sagte es herzig. Aber das Theresle wollte nicht. Beide Arme schlang es um

den Hals der Schreinerin, fest preßte es das glühende Köpfchen an der Schreinerin Brust und sagte: „Nimm du mich mit, sei du mein Müetterle, du bist viel weicher, deine Hände sind viel linder, ich will mit dir," und „geh nur, ich will deine Aepfel und Nüsse nicht, ich will dich auch nicht," sagte es zur Schusterin.

Da füllten sich beider Mütter Augen mit Tränen und sie erkannten, daß das Herz sich nicht täuschen lasse, daß die Stimme der Natur nicht zum Schweigen gebracht werden könne, und die Schreinerin sagte: „Laß mir's, ich halt' es nicht mehr länger aus. Lieber zehn Jahre ins Zuchthaus, als noch länger mein Kind in andern Händen wissen, und wären es noch so gute und treue."

„Nimm's und bring mir mein Büble wieder," entgegnete die Schusterin. „Ich habe schon ganze Nächte durch geweint um das Kind, und wie dir, so geht es mir: ich halte es nicht mehr länger aus, ich muß mein Büble wieder haben."

So geschah es auch: die Schreinerin gab den Buben und die Schusterin das Maideli zurück, obwohl sie den Zorn ihrer Männer und gerichtliche Strafe zu gewärtigen hatten.

Es sollte auch nicht so schlimm werden. Die Männer ließen sich nach einigem Murren wieder besänftigen und das Gericht beurteilte die Sache mit Milde.

Die ausgewechselten Kinder aber kamen ins Blühen und Gedeihen, wurden groß, und indem sie wieder der Stimme der Natur oder vielmehr des Herzens folgten, wurden sie sterblich ineinander verliebt, schwuren sich bei Mondenschein und Sternengeflimmer ewige Liebe und Treue, besiegelten den Treuschwur durch viele Küsse, gingen schließlich aufs Standesamt und in die Kirche und — sind nun schon seit Jahren glückliche, zufriedene Eheleute.

Am Kalvarienberg.

Der Schreinerbartle, ein fleißiger und gewöhnlich seelenguter, aber in seinem Jähzorn, der ihn oft unversehens überfiel, furchtbarer Mensch, hatte trotz dieses seines Fehlers endlich im zweiunddreißigsten Sommer seines Daseins eine gefunden, die es mit ihm wagen wollte, worüber er nicht wenig jubelte.

Die Korberstheres, eine große, stattliche Person, deren Arme einem Metzger Ehre gemacht hätten, hatte sich um so lieber entschlossen, des Schreinerbartles Gesponsin zu werden, als sie selbst schon achtunddreißig zählte und nie groß begehrt worden war. Lieber den jähzornigen Bartle, dachte sie, als gar keinen. Die er totgeschlagen, leben ja noch alle, es wird nicht so arg sein mit ihm, und im Notfall bin ich ja auch da. Bin ich auch kein Mann, so stelle ich doch einen, wenn's einmal Ernst gilt. —

Also, die beiden waren einig und sangen und jubilierten über ihr Glück. Er hobelte und sie nähte an der Aussteuer, er pfiff den alten Dessauermarsch oder den Radetzki dabei, sie aber als züchtige Braut summte ein Lied von Liebe und Wonne und fühlte sich schon mit einem Fuß im Paradies.

Unter vereinter Anstrengung ging denn die Aussteuer ihrer Vollendung entgegen. Zweimal waren sie schon auf der Kanzel ausgerufen worden, und so konnte es denn bald losgehen! — „'s ist jetzt alles fix und fertig, Theres," sagte drum eines Sonntags der Bartle zu ihr, „jetzt fehlt nur noch der göttlich Segen und den holen wir uns in Kreuzlingen am Kalvarienberg."

Für die, welche es nicht wissen, sei bemerkt, daß dieses Kreuzlingen zum Kanton Thurgau gehört, an Konstanz angebaut ist und hart am Gestade des Bodensees liegt, in dessen grüngrauem Spiegel eine Menge hübscher Städte und Dörfer ihr Antlitz beschauen.

Der Kalvarienberg aber, von dem oben die Rede ist, ist in der Kreuzlinger Klosterkirche in einer tief eingefügten Nische oder Kapelle zu sehen und wirklich auch sehenswert. Die ganze Leidensgeschichte des Herrn, von seiner Gefangennahme bis zur Kreuzigung, ist hier figürlich dargestellt, und man muß nicht allein die Kunstfertigkeit, sondern auch den Fleiß dessen bewundern, der alles dies geschaffen und aus Holz geschnitzt hat, diese römischen und jüdischen Typen in allen nur denkbaren Stellungen und Gebärden, die sich da sowohl um den Richterstuhl des Pilatus als auch am Abhang des hinter diesem aufsteigenden Kalvarienberges, auf dessen Scheitel der Erlöser der Welt am Kreuze hängt, gruppieren.

Auch die Korbertheres, des Schreinerbartles Braut, kam aus dem Staunen und Bewundern fast nicht heraus, und es tat ihr nur leid, daß sie nicht mehr Augen hatte; denn alle diese vielen Figuren mit ihren zwei einzigen festzuhalten, fiel ihr doch etwas beschwerlich, und: „Bartle," sagte sie, nachdem sie fünf Vaterunser für glücklichen Ehestand und deren drei für die armen Seelen gebetet hatte, „Bartle, das ist zu schön, das ist himmlisch, und daß es Menschenhände g'wesen sind, die das gemacht haben, nein, das glaub' ich nicht. Die Gestalten müssen direkt vom Himmel gekommen sein."

„Ach wo," sagte dieser. „Es geht die Sag', es sei ein Klosterbruder gewesen, der dies alles gemacht hat, und das ist schon glaublich, denn die sollen früher furchtbar geschickt und gescheit gewesen sein. Doch sei dem, wie ihm wolle, der Kalvarienberg ist schön, und es heißt, daß alle die, welche hier um glücklichen Ehestand bitten, ganz besonders gesegnet sein sollen. Also knieen wir hin und beten," sagte der Bartle, und er und Theres flehten zum zweitenmal alle Heiligen an, daß sie ihnen mit ihrer mächtigen Fürbitte in Leid und Freud z' Hilf' kommen möchten.

Dann erhoben sie sich, der Bartle warf fünf Pfennig in die Opferbüchse, und die Theres las an einer an die Mauer angenagelten Blechtafel, daß Photographien vom Kalvarienberg im Mesnerhaus zu haben seien.

Die gute Theres! Sie wollte dem Geliebten eine

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Freude machen und ging nach dem Verlassen der Kirche direkt ins Mesnerhaus, wo sie um zwei Franken zwei Bilder erstand, die aber den Kalvarienberg nur sehr mangelhaft wiedergaben.

„Da hast deinen Bettel, wenn er dich reut!"

„Wo bist g'wesen?" fragte schon erzürnt der Bartle, als sie aus dem Mesnerhause kam. „Ist das auch eine Art, wenn eines so mir nichts, dir nichts vom anderen weglauft?"

„Was Böses ist's g'wiß nicht. Ich hab' bloß zwei Bilder vom Kalvarienberg gekauft. Da schau her, wie hübsch sie sind!" Und sie zeigte die Photographien.

„Nein," sagte Bartle, „sie sind nicht hübsch, keine Ahnung von Ähnlichkeit mit dem Kalvarienberg, und ich muß schon sagen: es ist eine Sünd', wie du das Geld wegwirfst."

„Vorläufig," sagte Theres erbost, „werfe ich noch mein Geld weg, und nicht das deine, und so lang ich noch selbst für mich sorgen muß, lasse ich mir von dir keine Vorwürfe machen, wenn ich eine Kleinigkeit kaufe, daß du es weißt."

„So, du fangst schon so an?" sagte gereizt der Bartle. „Das kann schön werden, wenn wir 'mal verheiratet sind. Aber ich sage dir: folgen mußt, oder —"

„Oder," entgegnete bissig Theres, „oder es setzt Hiebe, hast du wohl sagen wollen. Aber weißt, Bartle, verheiratet sind wir noch nicht, und jetzt, wo ich dich in deinem Geiz, in deiner Filzigkeit sehe, will ich mir's doch noch überlegen."

„Was, ich bin ein Filz in deinen Augen? Habe ich dir darum Uhr und Kette, Ring und Brosche gekauft, daß du mich einen Filz nennen könntest?"

„So," entgegnete sie, „du hältst mir auch noch das messingene G'lump vor und denkst nicht daran, daß ich dir einen goldenen Zwicker, zwei Manschettenknöpfe, Schirm und Stock und das Hemd, das du auf dem Leib hast, angeschafft habe. Was ich dir schon gegeben, ist dreimal so viel wert als deine dummen Geschenke, daß du es weißt."

„Da hast deinen Bettel, wenn er dich reut," schrie Bartle in maßlosem Zorn, indem er das Hemd in Stücken vom Leibe riß, oben zur Weste heraus und es samt Schirm, Stock und Zwicker der Braut vor die Füße warf.

„Und da hast du dein G'lump, Zornigel, wüster," schrie die Theres, und wie er getan, so warf sie auch ihm alle Gegenstände, die sie von ihm erhalten, vor die Füße. „Aber aus ist's, aus ist's mit uns beiden," schrie sie heftig erregt. „Lieber den Gottseibeiuns will ich heiraten als dich, du Giftnickel."

„Und lieber mit seiner Großmutter tanzen, als dich zum Altar führen, du Schlange," brüllte er, daß man es eine Viertelstunde weit hörte, und zerfetzt und zerrissen wie ein Handwerksbursche hielt er allein seinen Einzug in Konstanz, wo er ein neues Hemd kaufte, um als anständiger Mensch heimreisen zu können.

Die Theres aber, als ihr Zorn verraucht war, hob die Hände gen Himmel und rief: „O ihr Heiligen vom Kalvarienberg, ist das euere Fürbitte?" —

Auf dem Harpenhofe.

Erzählung aus Westfalen von L. Rafael.

1.

Harpen Beßmoder konnte Kaffee kochen heut ebenso stark, wie sie ihn getrunken, als sie noch in dem großen Hause wohnte. Die Len' hatte den Kaffee gebracht, eine Welle frische Butter dazu und einen großen Stuten.

„So, Beßmoder, nun macht Euch einen guten Tag, Ihr und der Alte! Braucht nicht so ängstlich zu gucken, dürft's ruhig nehmen, 's gehört ja doch noch Euch beiden, Haus und Hof und alles, was drin ist: Ihr habt's doch noch nicht übergeben. Sobald ich fertig bin mit dem Spülen, und die Leut' an der Arbeit sind, und auf dem Hofe alles in Ordnung ist, dann komme ich und trinke ein Schälchen mit Euch."

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

„In der Harpenhofs Leibzucht ist Feuer auf dem Herd: der Rauch fährt zum Schornstein hinaus," sagten die Leute, die vorübergingen. „Das ist was Rares, da müssen der Dirkhinrich und die Mittin nicht zu Hause sein!" Daß der Dirkhinrich ein Geizhals war, der keinem Menschen etwas Gutes, der sich selbst den Bissen nicht gönnte, das wußte ein jedes. Ebenso, daß er die alten Leute gedrängt hatte, bis sie nachgaben, in die Leibzucht hineinzogen, und wie schlecht er sie dort hielt.

Beßmoder hatte den Kaffee fertig. Da stand er auf dem Tisch in dem Zinnkessel, den die Len' so schön geputzt hatte, daß er wie Silber blitzte. Der Stuten lag daneben, die gelbe Butter auf dem blanken Teller. Sogar der Zucker fehlte nicht; auch dafür hatte die Len' gesorgt.

„Beßvader, nun komm auch, wir wollen trinken," rief die alte Frau.

„Ja, das sagst du wohl," antwortete eine zittrige Stimme aus der Kammer hervor, „aber wenn er, wenn sie?" Ein alter Mann schlurrte in die Stube hinein, gebeugter Haltung, mit wankenden Knien. Er trug auf dem Leibe ein fadenscheiniges Wams und ebensolche viel zu kurze Hosen. Seine Augen gingen ängstlich hin und her und seine Lippen bewegten sich, auch wenn er nicht sprach.

„Nee, Beßmoder, Kaffee un Stuten un frische Butter, ich trau' mir's nich. Wenn er's sieht oder sie!" Er wollte in die Kammer zurückschleichen.

„Er kommt nicht und sie kommt auch nicht, Beßvader," sagte die Len', die eben hereintrat, „sie sind in die Stadt gefahren. Vor Abend können sie nicht zurück sein. Setzt Euch daher, ich schenk' ein, laßt's Euch schmecken, und wenn Ihr fertig seid, erzähl' ich Euch noch was Neues."

„Ja, Len', wenn du's sagst, du mußt's wissen." Da saßen sie um den Tisch herum.

„Wie gut das schmeckt," sagte die alte Frau. „So 'n Stuten, Len', man merkt, daß du das Backen verstehst. Dank hast du auch nicht viel davon." „Stuten, Stuten," sagte Beßvader und kaute mit beiden Backen. Er aß, aß und trank. Len' hatte genug zu tun, die Tassen zu füllen und neue Schnitten abzuschneiden von dem Brote.

„So gut haben wir's lang nicht gehabt," sagte er endlich und wischte sich den Mund. Die alte Frau hatte nur wenig gegessen und getrunken. Sie hielt die Hände im Schoß und blickte mit ängstlichen Augen die Len' an. „Du wolltest noch was Neues erzählen, Len', un ich hab' so 'ne Angst. Gewiß ist wieder was passiert. O Len', wenn wir dich nicht hätten, was fingen wir an, wir alten Leut'! Du bist das einzigste in der Welt, das noch für uns sorgt!"

„Und ich geh', Beßmoder und Beßvader. Ich muß gehen, ich halt's nicht länger aus. Er ist gekommen die letzte Nacht. In meine Kammer ist er gekommen Euer Sohn, der Dirkhinrich, und der meine Mutter geheiratet hat."

„Was er gewollt hat?"

„Beßmoder, das könnt Ihr noch fragen? Wär' er nicht so bang, als er schlecht ist, und hätt' ich nicht die neue Heugabel noch in der Kammer gehabt neben meinem Bette? Beßmoder, Beßmoder!" — Das Mädchen schlug beide Hände vors Gesicht und schluchzte, daß die dicken Tränen ihr zwischen den Fingern hervorquollen. Totenstill war's in der Stube. Die alte Frau schaute mit weit offenen, starren Augen auf das junge Mädchen. Beßvader drehte die Finger umeinander, nickte mit dem Kopf und murmelte: „Ja, ja, er und sie!"

Die Len' trocknete ihr Gesicht mit der Schürze. „Ja, so is es, und nun wißt Ihr, daß ich auf dem Hofe nicht bleiben kann, so gern ich's auch möchte um Euretwillen."

„Daß er so einer is! Daß er so schlecht is, un is doch mein Kind," sagte die alte Frau. „Daß nichts Gutes in ihm steckt, das hab' ich wohl immer gewußt, schon als er noch klein war und sie beid' in die Schule gingen, der Dirkhinrich und der Karl. Der Herr Lehrer meinte und Beßvader meinte es auch: er ist fromm, ist fleißig, weil er so still war, die Augen niederschlug und ihnen um den Bart zu gehen wußte Der Karl war der Taugenichts, weil er herausfuhr, sich nichts sagen ließ und nicht schmeicheln konnte. Ich wußt' es wohl, der Dirkhinrich heckt die Streiche aus, der Karl ist zu dumm und tut, was der andere ihm einschünt. Ich hab's auch dem Karl gesagt: »Dummer Junge, hör nicht auf den Dirkhinrich, der hat seine Freud' dran, wenn du die Schläge kriegst für das, was er sich ausgedacht hat.« Der Karl aber hat nicht hören wollen: »Mutter, laß mich, ich weiß selbst, was ich tu', und sag' auch nichts über den Dirkhinrich.« Und als sie nun erwachsen waren und das Geld weggekommen war, das Beßvader bekommen hatte für das Pferd, da kam der Dirkhinrich ganz heimlich: »Vater, ich weiß, wo du's wieder findest, aber ich sag's nicht: seinen eigenen Bruder anklagen, wer wollte so etwas tun?« Beßvader stieg die Wut in den Kopf. Er rannte in die Kammer, wo die beiden Jungen schliefen. »Karl, mach deinen Koffer auf, daß ich sehen kann, ob du ein Dieb bist!« Der Junge wurde blaß wie Kalk an der Wand. Die Hand hat er aufgehoben: »Wenn du nicht mein Vater wärest, so etwas lass' ich mir nicht sagen, von niemand in der Welt!«

»Du willst noch drohen, Junge?« schrie der Alte und schlug mit der Peitsche, die er in der Hand trug, dem Karl ins Gesicht. Ein blutigroter Striemen war in dem blassen Gesicht.

»Vater, Vater, mach mich nicht verrückt.«

»Schließ den Koffer auf, Junge!«

»Ich will nicht!«

»Du wirst wohl wissen, warum du nicht willst!«

Der Vater hat den Koffer aufgebrochen mit dem Schüreisen. Das Geld lag darin, ganz zu unterst in der Kiste: »Ins Zuchthaus kommst du, Junge!«

Der Karl ist dagestanden todesblaß. An allen Gliedern hat er gezittert, die Zähne haben ihm aufeinandergeschlagen.

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

»Vater, Gott mag mich strafen, das Geld, wie's da hineingekommen ist, ich weiß es nicht!« Er ist umgefallen, ohnmächtig hat er an der Erde gelegen. Der Vater ist aus der Kammer fortgerannt. Ich hab' nicht gewußt, wie den Karl wieder zurechtbringen. Da ist der Dirkhinrich gekommen. Ganz verwundert ist er gewesen. Gar nicht hat er's begreifen können. Ein Gesicht hat er aufgesetzt, Len', ein Gesicht?

»Junge, du weißt, wer das Geld in den Koffer gelegt hat,« sag' ich und schüttel' ihn; ein Aussehen haste wie das böse Gewissen. »Geld, ich? Was für ein Geld? In welchem Koffer, Mutter? Bist wohl von Sinnen. Faß an, wir wollen den Karl ins Bett bringen. Sieht ja aus, als wenn er tot wär'!« Wir haben ihn ins Bett gebracht. Am andern Morgen ist er fort gewesen. In der Küch', auf dem großen Eßtisch hat ein Zettel gelegen: »Wo man so etwas von mir denken kann, da bleib' ich nicht. Ich geh' in die weite Welt!« Weiter haben wir nichts mehr von ihm gehört, nicht bis an den heutigen Tag!"

„Beßmoder, warum erzählt Ihr mir das alles, was ich längst schon weiß. Macht Euch nur traurig und mich auch," entgegnete die Len'.

„Denk' ich denn nicht immer dran Tag und Nacht? Wenn ich's aussprechen kann, wird mir 's Herz leicht. Beßvader hat nicht mehr schlafen können in der Nacht, das Essen hat ihm nicht mehr schmecken wollen. Er ist ganz aus dem Zeug gefallen, die Arbeit hat er liegen lassen. Auf dem Hof hat's gehen können, wie es eben ging, er hat's nicht 'mal gesehen. Hat nicht mehr geschrieen, ist nicht mehr losgefahren. Schwach ist er geworden, ein Kind hätt' ihn regieren können. Auch meine Kräfte haben mich verlassen."

»Ich wirtschaft' für Euch,« ist der Dirkhinrich dahergekommen. »Jetzt arbeit' ich für vier!« Und er ist dem Alten um den Bart gegangen, daß der ihm den Hof übertragen, die Sach' ihm übergeben soll. »Ruh' müßt Ihr haben, Ihr und die Mutter. Zieht in die Leibzucht. Gut sollt Ihr's haben, auf den Händen will ich Euch tragen. Die Last und die Sorgen, die will ich Euch abnehmen.« Was er alles gewußt hat an Schlechtigkeiten, die der Karl begangen habe, und der Dirkhinrich habe es nicht sagen wollen aus Liebe zu seinem Bruder und weil er den Eltern den Kummer ersparen gewollt. Nun aber sei es seine Pflicht, zu sprechen. Und von untergegangenen Schiffen hat er gewußt und von Menschen, die in Amerika spurlos verschwunden sind, untergegangen in Sünd und Schand. Daß der Karl nach Amerika ist, das haben wir erfahren. Beßvader hat es sich was kosten lassen. In Hamburg ist der Junge aufs Schiff gestiegen, als Heizer hat er die Reise gemacht. Der Dirkhinrich hat mit all seinem Sprechen uns nur trösten wollen darüber, daß der ungeratene Sohn weg ist, und hat uns beruhigen wollen: Er kommt gewiß nicht wieder."

„Beßmoder, ich weiß es so gut wie Ihr," sagte das Mädchen und fuhr mit der rauhen Hand zu den Augen. „Beßvader, da nehmt Tabak, ich hab' Euch ein Päckchen mitgebracht. Schmaucht Euer Pfeifchen!"

„Tabak, Tabak," flüsterte der Alte und lachte. „'s is was Rares, Len'. Sollst bedankt sein!" Er stand auf und schlurrte in die Kammer. „En Pfeifchen schmauchen, ja en Pfeifchen." Die Len' hatte unter der Erzählung der alten Frau den Kaffeetisch abgeräumt, das Geschirr gespült und alles wieder in Ordnung gebracht in der dürftig möblierten Stube. Jetzt fuhr sie mit dem Kehrbesen umher und streute weißen Sand auf die Dielen. Dann holte sie die ärmlichen schlechten Kleidungsstücke der alten Leute herbei und saß nieder. „So, Beßmoder, erst will ich Euch alles noch einmal zurechtflicken, ehe ich weggehe!"

Beßvader kam aus der Kammer heraus. Er hatte die Pfeife im Munde, paffte lustig drauflos und lachte in sich hinein: „Das schmeckt, das tut gut!" Dann nahm er hastig die Pfeife aus dem Munde und hielt sie hinter sich: „Wenn er es sähe oder sie!"

„Raucht doch, Beßvader, ich hab's Euch ja schon gesagt, er kommt nicht und sie auch nicht, sie sind in der Stadt." Der Alte nickte: „Dann sollen sie's auch alle sehen auf dem Hofe, daß ich mein Pfeifchen rauch'!" Er ging auf den Hof hinaus.

„Er ist dämlich geworden. Oft is es besser, oft schlimmer. Der Dirkhinrich hat ihn auf dem Gewissen," sagte Beßmoder. »Zieht in die Leibzucht hinein, Vater, Ihr und die Mutter, dann heirat' ich die Weidenkämpsche, die Mittin. Sie ist reich, das Anwesen stößt an den Harpenhof, der wird beinahe doppelt so groß dann. Gut sollt Ihr's haben. Ich hab's Euch ja schon oft gesagt. Wenn Ihr mir das Anwesen gleich übertragen wolltet, es wäre noch besser. Der Karl kommt nicht wieder, und wenn er es täte? So einer wie der kann doch nicht Bauer werden auf dem Harpenhof.«

„So sagte er, und seine Braut, die Weidenkämpsch, die zu Besuch kam fast jeden Tag, die sagte es auch. Und was ich auch dagegen sprechen mocht', der Vater hat's geglaubt. Wir sind in die Leibzucht gezogen an dem Tag, als der Dirkhinrich deine Mutter geheirat' hat. Ich will ihr nichts nachreden, Len', sie is deine Mutter, aber . . ."

„Sagt's, Beßmoder, wenn's Euch gut tut. Ich weiß ja doch am besten, wie's all gekommen is."

„Die ersten Tage haben wir's gut gehabt. Sie hat gekocht und gebraten, und ein freundliches Gesicht gemacht haben sie beide. Dann war's aus. »Ich muß sparen,« hieß es, »muß es zusammenhalten für Euch, bin ja nur der Verwalter. Ja, wär' ich der Herr, wolltet Ihr unterschreiben, daß Ihr abdankt und daß der Karl, auch wenn er wiederkäme, den Hof nicht haben soll, dann? — Ein Verwalter, was kann der tun? Hernach heißt's, wo hast du's gelassen, was du eingenommen hast? Leben wir denn besser, die Mittin und ich? Kommt doch selbst und seht's nach. Übertragt mir den Hof, dann sollt Ihr Braten essen jeden Tag. Dann hab' ich's dazu. Feuer anmachen, selbst kochen in der Leibzucht? Nichts

da: aus einem Topf essen wir all miteinander, und den kocht die Mittin.« Was wir bekommen haben, wir alten Leut', an Essen und Trinken? Len', du weißt's ja, du hast's uns ja hergetragen. Hätt'st du dir nicht das Stückchen Fleisch abgespart am

„Ein kleines Loch hab' ich gebohrt durch die Kammertür!"

Munde und 's uns gebracht, Len', sag nichts, ich weiß ja doch, daß es so ist, und lohn' dir's Gott, wir hätten keinen Bissen Fleisch bekommen in all den Jahren nicht. Aber wenn's nur das gewesen wär', Len'. Die Schläge! o mein Gott. Dem alten Mann is sie in den Kopf gestiegen, die Angst. Er weiß nicht mehr, was er tut, wenn der Dirkhinrich kommt. War doch viel größer und stärker als der Jung'; aber als der mit der Peitsch' gekommen ist das erste Mal? Der Alte hat sich nicht wehren können, und jetzt? »Denk doch, Beßmoder, Braten jeden Tag schmeckt besser als Schwarzbrot,« sagt er in Todesangst und möchte dem Dirkhinrich zu Willen sein.

»Ja, wenn du ihn kriegtest, Beßvader. Aber unterschreib nur, dann sollst 'mal sehen, wo der Braten bleibt? Und wenn der Karl doch wieder käme, Mord und Totschlag gäb's, und du wärst schuld. So lang du nicht sicher weißt, der Karl ist tot, so lang unterschreib' nicht.« Damit hab' ich ihn zurückgehalten, aber wenn er wiederkommt, der Dirkhinrich?"

„Und heut noch kommt er," sagte Len', „und bringt auch 's Papier, wo drauf geschrieben steht, daß der Karl in Amerika gestorben is! Und doch ist's erlogen: ein kleines Loch hab' ich gebohrt durch die Kammertür, und wenn ich 's Ohr daran leg', da kann ich hören, was sie sprechen miteinander. Gott verzeih' mir die Sünde, ich tu's für Euch, Beßmoder, und für —?

„Der Herr Erich, der Winkeladvokat drin in der Stadt, der hat die Papiere geschrieben und genau so, als wenn sie aus Amerika kämen, und die Unterschrift von der Polizei dort steht darauf. Heut in der Stadt wird 's letzte fertig gemacht und sie holen die Papiere. Ihr wißt nun, daß sie falsch sind, Beßmoder!"

„Lohn' dir's Gott, Len', was du tust an uns alten Leuten und gegen deine eigene, leibliche Mutter. 's ist wahr, schlecht haben sie dich gehalten, arbeiten mußt du, härter als eine Magd. Aber trotz alledem, wie kommt's, daß du's tust, daß du so gut bist gegen uns?"

„Ihr sollt's wissen, Beßmoder: den Karl, den hab' ich lieb, und nun sag' ich's Euch auch: Ich hab' ihn gesehen in der Nacht, als er weggelaufen ist vom Harpenhof. Zu mir ist er gekommen, alles hat er mir erzählt. Als der Dirkhinrich vor mir gestanden ist und hat mich haben wollen, ja, Beßmoder, mich, nicht die Mutter, da hab' ich's ihm ins Gesicht gesagt, daß ich den Karl lieb hab, den er ins Unglück gebracht. »Das sollst du noch bereuen, Dirn',« hat er geschrieen in voller Wut, ist hingegangen und hat um die Mutter gefreit."

2.

Auf dem Hinterdeck des Lloydschiffes schritt er auf und nieder, immer auf und nieder. Vor Ungeduld wußte er sich nicht zu lassen. Wie langsam das ging, und doch versicherte ihn der Kapitän, so eine rasche Fahrt habe man noch kaum vorher zurückgelegt. Ja, das war alles recht gut und schön. Wenn man aber zehn Jahre von der Heimat entfernt ist und nichts gehört hat? —

Auf der Hinreise nach Amerika vor zehn Jahren hatte er es nicht so gut gehabt, der Karl Harpen, denn er war es, den die Ungeduld nicht ruhen ließ. Als Heizer war er ausgezogen, als Passagier der zweiten Kajüte fuhr er heim. Er hatte Glück gehabt.

In der Sturmnacht, als eine Schraube gebrochen war an der Dampfmaschine des Schiffes, als die Wellen über Deck schlugen, unbeschreibliche Angst und Verwirrung herrschte unter den Reisenden, und auch unter den Beamten und Arbeitern im Maschinenraum die Unruhe überhandzunehmen drohte, da war es ein Arbeiter, ein Hüne an Gestalt und Kraft, der den Kopf nicht verlor. Sicheren Blickes und mit fester Hand griff er überall dort ein, wo's eben not tat. Und so ruhig war er dabei, so gar nicht besorgt um sein Leben, so ernst und ohne ein überflüssiges Wort zu reden.

Wenn es dem Ingenieur, der an Bord war, um die Dampfmaschine des ganz neuen Schiffes zu beobachten, gelang, die Maschine in Betrieb zu erhalten, den Schaden notdürftig auszubessern, die Unruhe zu ersticken, die unter den Leuten herrschte und bedrohlich werden konnte, so dankte er es in der Hauptsache wohl dem festen, unerschrockenen, umsichtigen Wesen des jungen Mannes, der Karl Harpen hieß und aus Westfalen stammte. Das war eine seltene

Kraft, die mußte man sich zu erhalten suchen. Als das Schiff sich dem Hafen näherte, fragte der Ingenieur den Heizer, ob er Lust habe, einzutreten als Arbeiter in die Maschinenfabrik des Herrn Holm.

„Es ist dankenswert, Herr, aber ich bin Landwirt. Was ich geleistet habe als Arbeiter bei der Maschine und dem Kessel, es ist nicht der Rede wert. In der Ökonomie, da kenn' ich mich aus, da könnt' ich was schaffen!"

„Nun, vielleicht ist auch das zu erreichen. Der Herr Holm besitzt große Farmen am Missouri. Ich will sehen, was ich tun kann für Sie!"

So kam der Karl auf die Farmen des Herrn Holm. Und wieder hatte er Glück. Unter den zahlreichen Arbeitern und Beamten dort war kaum einer, der die Landwirtschaft wirklich verstanden hätte, nachdem ein alter, vor langen Jahren aus Deutschland eingewanderter Verwalter gestorben war. Dem Karl gelang es, die Aufmerksamkeit des jungen Herrn Holm auf sich zu lenken. Der selbst nicht umsichtige und in der Ökonomie unerfahrene junge Mann erkannte bald die besondere Befähigung und Kraft des Westfalen, der die Sache aus dem Grunde verstand, dabei fleißig war und nüchtern und sparsam und ehrlich. Rasch stieg der jetzt von Stufe zu Stufe. Erst ward er Verwalter, dann Oberverwalter der sämtlichen Besitzungen des Herrn Holm. Der kannte seine Güter nicht wieder, die früher stets Zubußen verlangt hatten und jetzt anfingen, Zinsen abzuwerfen. Er machte dem Karl die größten Anerbietungen, wenn er sich verpflichten wolle, für immer dazubleiben: Anteil am Gewinn, später am Besitz selbst. Die jungen Töchter auf den umliegenden Farmen schauten gern zu dem blondhaarigen Hünen auf, der so stet und sicher seines Weges ging, so still und klar und treuherzig dreinblickte aus den hellblauen Augen. Er hätte wohl anpochen dürfen an jeder Tür, ihm wäre aufgemacht worden. Ja wenn die Heimat nicht gewesen wäre, Westfalen — der Harpenhof, der Vater, die Mutter und — die Len'. Geschrieben hatte er nicht, an keines von ihnen. Im Elternhaus hielten sie ihn für einen Dieb. Als gemachter Mann wollte er vor sie hintreten und wollte sagen: „Seht, so und so hab' ich's getrieben in der Neuen Welt. Das und das hält man von mir!" — Wie das Geld in seinen Koffer gekommen, das mußt' er wissen. Ganz rein mußt' er dastehen, vor aller Welt daheim, auch vor der Len'. — Sie glaubte zwar an ihn auch ohne das. Sie hatte es ihm ja gesagt in der letzten Nacht auf dem Weidenkampshof unter den Eichen. Aber trotzdem sollte sie's sehen, ganz klar. Darum mußt' er in die Heimat zurück.

„Wenn's Zeit ist, wenn ich soviel hab' an Geld und Gut, daß ich den Harpenhof nicht mehr nötig hätte, dann fahr' ich heim!"

Und jetzt war's so weit. Der Lloyddampfer führte ihn schnellen Fluges der Heimat entgegen. Der große, stattliche Mann mit dem blonden Kraushaar und Vollbart, den großen, stillen, hellblauen Augen, dem stillen, in sich gekehrten Wesen erregte die Aufmerksamkeit der Mitreisenden. Man näherte sich ihm, versuchte es, ihn in die Geselligkeit hineinzuziehen. Er lehnte alles ab auf eine seltsame, halb schüchtern linkische, halb eckig schroffe Weise.

„Wären wir nur erst glücklich in Bremen," das war sein steter Gedanke.

Als dann der Dampfer endlich landete, gönnte er sich nicht mehr eine Stunde Zeit. Mit dem eben bereiten Schnellzuge dampfte er nach Westfalen ab. In einem Abteil zweiter Klasse saß er und schaute weit offenen Blickes hinaus in die Landschaft, sah aber nichts.

„Harpenhof, Harpenhof," sagten die Räder, sagte die Maschine. Er mußte lachen in sich hinein. „Rein närrisch werd' ich noch davon. Hab's zehn Jahre ausgehalten und kann's nun die paar Stunden nicht mehr ertragen." Seine Gedanken flogen dem Zuge voran. Da war der Vater, früh heraus um vier und überall nach dem Rechten sehend und heftig dreinfahrend. Und wenn er einmal zuschlug: au weh, da wuchs kein Gras hinterher. Hab's selbst oft genug empfunden. Wer wagte es noch, zu muckeln, wenn der Harpenbauer etwas befahl oder verbot? Und die Mutter? Da ging sie still und stet, man sah gar nicht, daß sie etwas tat, und doch schaffte sie immer. Ihr Hauswesen, wie sie das in Ordnung hatte! Wie die Teller und Töpfe und Kupferkessel auf dem Sims, auf dem Herd in der Harpenhofsküche, so blitzt kein anderes Geschirr in keiner Küche mehr. Und wie sie kochen konnte, die Mutter. Wenn geschlachtet war auf dem Harpenhofe: solche Mettwurst und Blutwurst, dann der Pannhase und das Wurstebrot. Kartoffelpfannkuchen, wie sie die backte.

„Willst du das Naschen lassen, Junge," sagte sie und schwang das Pfannmesser. Klapps gab's einem auf die Finger, aber sie lachte dabei, und der gestohlene Pfannkuchen, der schmeckte.

Der Dirkhinrich! Wie klug der war, wie findig! Und ich, was für ein dummer Junge ich war. „Siehst du, Karl," sagte er, „die reifen Kirschen da im Garten des Lehrers auf dem Baum. Ich könnte sie wohl herunterholen, denn ich kann klettern und hab' den Mut dazu. Aber du, du bist nur ein dummer Junge, bist viel zu bang, und klettern kannst du auch nicht." Ich war schon durch die Hecke und saß oben im Kirschbaum und brach die Kirschen. „Nicht essen, Karl, in die Tasche stecken, hernach teilen wir."

Da stand der alte Lehrer. „Wieder der Karl Harpen, Kirschen stehlen! O Junge, du kannst's noch weit bringen. Aber dich kennt man schon. Dein Bruder, der Dirkhinrich, das ist ein braver Junge!" Ich bekam die Schläge, und der Dirkhinrich durfte die Kirschen essen.

So ging es immer. Er sagte, daß er etwas könne, und daß ich's nicht könne. Ich tat's und bekam die Strafe, daß er mich auslachte. Ganz recht hatt' er, ich war dumm und er war klug. Daß er's bös gemeint hätte, wie die Mutter sagte und wie die Len' mir sagte am letzten Abend? Die Geschicht' mit

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

dem Gelde freilich. „Karl," flüsterte er mir zu, „ich weiß, wo der Vater das Geld hingetan hat, das er heut aus der Stadt geholt. Sechshundert Taler sind's. Mir hat er gesagt, wo der Schlüssel liegt. Du bist zu dumm, dir sagt er nichts. Du darfst's nicht wissen." Mir stieg das Blut zu Kopfe. „So, zu dumm bin ich, nicht wissen soll ich's? Das wollen wir doch sehen." Bald hatt' ich's herausgebracht.

„In des Vaters Kommode in der Aufkammer steht ein eisernes Kästchen, da ist das Geld drin. Der Schlüssel ist in einem Beutelchen, das liegt im Bettstroh in des Vaters Bett!"

„Das hast du recht gemacht, Junge, nun weißt du's so gut, wie ich es weiß," lachte der Dirkhinrich, „ha, du bist klug."

Am Abend lag das Geld in meinem Koffer.

„Aussteigen, wenn Sie nach C. wollen," rief der Schaffner. Der Karl raffte seine Sachen zusammen. „So geht's, wenn man ins Denken kommt!"

Bald lag die Station hinter ihm. Er ging auf der Landstraße dahin eilenden Schrittes, da war alles noch wie einst. Das Grutholz, darin wir Waldbeeren gesucht im Sommer, der Hannemannshof, des Bergerwirts Haus. Da, da ist der Kirchturm. Ich höre die Glocken, sie läuten zu Abend. Wie oft hab' ich dem Küster dabei geholfen einst. Er blieb stehen. „Len'," sagte er, „Len' — wie mag's ihr ergangen sein? Gewiß ist, daß ihre Mutter wieder geheiratet hat. Wenn ich die gewollt hätte? Sie gab's mir deutlich genug zu verstehen. Ohne Mann konnte die nicht leben. Ob sie noch auf dem Weidenkampshof ist, die Len'? Immer hab'ich sie geb gehabt, so lang, als ich denken kann. Immer hab' ich's ihr sagen wollen und hab's nicht gekonnt, auch dann nicht, als ich mich freigelost hatte vom Militär und sie kam, mir zu gratulieren, und nicht der letzten Nacht auf dem Weidenkampshofe. Wie dahin gekommen bin, ich weiß nicht; gemußt hab' ich. Und — die Len' stand im Mondschein unter den Eichen und sagte: »Da bist du, Karl; ich wußte, daß du heut noch kommst, ich konnte nicht ins Bett, gewartet hab' ich auf dich!«

„Ich hab' sie in den Arm genommen und hab' ihr gesagt, daß ich fortgehe und warum. Auf der Bank unter den Eichen sind wir niedergesessen. Ich hab' geküßt. »Der Dirkhinrich hat das Geld in deinen Koffer gelegt, Karl,« hat sie geflüstert. »Er ist ein schlechter Kerl!« Es ist das letzte, was ich gehört hab' von der Len'."

Weiter und weiter war er gewandert unter dem Denken, rascher, immer rascher.

„Jesses Marjosepp, der Harpenkarl!" schrie der alte Müller. „Frau, Settken, kommt heraus!"

„St," machte der Karl, „Müller, laßt die Weiber drin, sagt nicht, daß Ihr mich gesehen habt, ich will sie überraschen auf dem Harpenhof, den Vater, die Mutter. Gut Nacht, Müller!"

„'ne Überraschung auf dem Harpenhof, für den Vater und die Mutter," wiederholte der Müller. „Karl," rief er dann, „Karl, ich will dir was sagen."

Aber der Harpenkarl war schon über die Mühlenbrücke hinüber und in den Wald hinein, dahinter der Harpenhof gelegen war.

Der Müller trat in die Mühle: „Frau, Settken, der Harpenkarl ist wieder gekommen, so fein geht er wie ein Herr, und die Eltern, die will er überraschen."

3.

Sie waren beim Bomheuer angefahren mit dem Gig, der Dirkhinrich und die Mittin. Da konnte man Pferd und Fuhrwerk unterstellen um wenige Groschen, und brauchte nichts zu nehmen wie in den andern Wirtshäusern der Stadt. Der Verzehr für Mensch und Vieh, der machte es teuer. Sie hatten alles mitgebracht, den Hafer fürs Pferd und Butterbrot für sich selbst. Da saßen sie im Stadtgarten auf der Bank und aßen das Mittagbrot.

„Wenn ich dem Herrn Erich die Butter bring' und den Stuten, un wenn wir dann noch zwanzig Mark dazu legen, ich mein', das wär' mehr als genug für die Papiere. So 'n Papierbogen kost't ja nichts, und das bißchen Schreiberei? Hat ja nichts anderes zu tun in der Welt, der Herr Konsulent. Laß dich nur nicht herumkriegen, Dirkhinrich, daß du mehr gibst. Ich weiß nicht, Mann, sonst biste so klug, und jetzt, wenn du nur ein bißchen nachdenken wolltest und Geduld haben wolltest; die Alten in der Leibzucht, die machen's doch keine Ewigkeit mehr, wenn's so weitergeht. Dafür hast du ja gut gesorgt. Und sind sie in der Erde, dann bist du der Herr ohne die Papiere."

„Denk doch daran, was der Herr Erich gesagt hat, Weib: »Wenn Sie die Unterschrift des Vaters haben unter den Übertrag, der Sie zum Erben des Harpenhofes einsetzt, so bleiben Sie der Erbe, auch wenn Ihr Bruder heimkehren sollte, was ja wohl nicht mehr zu erwarten scheint. Erben Sie ohne den direkten Übertrag des Vaters durch den Tod Ihrer Eltern das Gut, und kommt dann Ihr Bruder heim, so müssen Sie mindestens teilen.« Sieh, da steht's auf dem Papier, ich hab' mir's aufschreiben lassen, damit ich nicht ein Wort vergesse. Und nun weißt du, warum ich die Papiere haben muß."

4.

„Das ist ja schön, daß Sie kommen, Harpenbauer, und die Bäuerin. Nur immer herein, meine Mutter wird sich freuen!"

Der Herr Erich stand oben auf der Treppe und nötigte die Gäste ins Zimmer hinein. Da war der Tisch gedeckt. Die Flasche Wein stand darauf und ein Teller mit Kuchen.

„Nun setzt Euch, die Mutter wird —"

Frau Erich kam schon aus der Kammer herbei. Sie hatte ihr bestes Kleid angelegt, knixte und lachte und sagte, wie sehr sie sich freue. Sie schaute dabei immer ihrem Sohn in die Augen, um zu sehen, ob sie's auch recht mache.

„Wein, nun sieh 'mal an! 's is rare Ware," sagte Dirkhinrich. „Unsereins trinkt keinen, Herr Erich. Sie müssen's gut tun können!" — „Un da hoff' ich," fiel die Bäuerin ihrem Manne in die Rede, „daß

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

Sie's uns auch nicht allzuteuer anrechnen werden, das Papier heut!"

„Davon später, ihr lieben Leut'," lachte freundlich Herr Erich. „Erst essen und trinken und dann die Arbeit!" Sie stießen an auf gutes Gelingen des Geschäfts. Sie hatten bald die Flasche wie den Kuchenteller geleert. Frau Erich verließ auf einen Wink ihres Sohnes hin das Zimmer.

„So," sagte Herr Erich, „da ist das Papier, ich lese es Euch vor: Der Karl Harpen aus Westfalen in Deutschland, der sich seit langer Zeit bettelnd und vagabundierend in der Gegend umhergetrieben, der, mehrfach polizeilich bestraft, in Haft gesessen hat, ist am heutigen Tage im Marienhospital in Cincinnati an den Folgen seines schlechten Lebenswandels gestorben und auf dem Zentralfriedhof ebendaselbst im Armengrab begraben worden.

Bescheinigt und beglaubigt.

Die Ortspolizeibehörde.

„Seht, hier folgen die Unterschriften und das Amtssiegel. 's ist alles in Richtigkeit, könnt's selbst nachlesen."

Der Dirkhinrich nahm das Papier, besah's, prüfte das Siegel mit den Fingern, während seine Frau ihm zusah, und sagte dann: „Ja, 's ist alles in Richtigkeit, der Alte muß es nun glauben. Seine Unterschrift unter die Übertragsurkunde des Testaments kann er mir nun nicht mehr verweigern. Daß der Karl als schlechter Mensch gestorben ist, das gibt den Ausschlag."

„Hier ist auch das Testament und die Übertragsurkunde. Fehlen nur die Unterschriften. Seid Ihr zufrieden, Bauer?"

Dirkhinrich faltete langsam die Papiere zusammen. Dann fragte er: „Und nu die Hauptsache, was kost's all?"

„'ne Welle frische Butter hab' ich mitgebracht und en schönen frischen Stuten für Eure Mutter," lächelte die Bäuerin, „und ich denk', wenn wir noch zwanzig Mark dazu legen, dann müßt' es gehen!"

„Wißt Ihr wohl, daß ich ins Zuchthaus kommen kann für die Herstellung dieser Papiere, ebensogut wie Ihr hineinkommt dafür, daß Ihr sie bei mir bestellt habt? Für 'ne Welle Butter und en frischen Stuten tut man so etwas nicht. Vierhundert Mark oder die Papiere bleiben, wo sie sind!"

„Laß en sie doch behalten, Dirkhinrich," schrie das Weib, „sei kein Narr. Wart, bis die Alten tot sind. Vierhundert Mark für so 'n Lappen und wofür man noch ins Zuchthaus kommen kann? Hab Geduld, Mann. Komm, laß uns gehen!" Dirkhinrich sagte kein Wort, totenblaß saß er da mit zusammengekniffenem Munde, mit niedergeschlagenen Augen. Er überlegte: Vierhundert Mark? Der Hof ist mehr wie hunderttausend wert. Kommt der Karl zurück, hab' ich 's Nachsehen: er heiratet die Len'! Eher soll's mich den Hals kosten.

Er zog eine abgegriffene Brieftasche heraus, legte vier Einhundertmarkscheine auf den Tisch. „Bin' um die Quittung!" Herr Erich schrieb den Schein. Der Bauer nahm die Papiere und stand auf: „Wir sind quitt. Fürs Nichtwiedersagen ist's gut, daß der eine dem andern nichts voraus hat. Adjes, Herr Erich!"

„So," sagte Herr Erich, „da ist das Papier, ich lese es Euch vor."

5.

Die Len' hatte ihr Bündel geschnürt. „Noch eine Nacht unter demselben Dach mit ihm? Eher unter freiem Himmel! Um die alten Leut' ist's mir leid." Sie hatte im Hause alles geordnet. Keine durfte ahnen, daß sie wo wollte, denn sonst —? Der Dirkhinrich hatte ihr gedroht mehr wie einmal: „Wenn du gehst, mit der Polizei lass' ich dich wieder holen." Die Mutter hätte sie gern gehen lassen; die große Tochter war ihr ein Dorn im Auge trotz des Nutzens, den das fleißige, starke Mädchen ihr brachte, trotz ihres Geizes. Sie wußte ja, daß der Dirkhinrich zuerst die Len' gefragt hatte, und als die nicht gewollt, da war sie an die Reihe gekommen. Ob sie auch wußte, daß ihr Mann noch immer nach der Tochter schielte? Sie hatte es ihm oft genug gesagt, daß man für die Len' viel besser eine Magd ins Haus nehmen könne: „Was man bezahlt, das kann man anspannen." „Die Len' bleibt, wo sie ist," war die Antwort.

Was der Dirkhinrich wollte, das geschah. Das wußte auch die Len'. Jetzt aber war's vorbei: sie ging. Zu R., zwei Stunden entfernt, lebte ein Bruder ihres verstorbenen Vaters, bei dem wollte sie bi

Nacht bleiben. Was dann weiter werde? Das Bündel mit ihren Kleidungsstücken und Sachen hatte sie im Garten verborgen. Sie holte es jetzt und ging in der Dämmerung über die Wiese durch das Heck auf den Weidenkampshof. Das Haus war abgeschlossen; niemand wohnte dort. Unter den Eichen hielt sie an. Auf der Bank saß sie nieder, wo sie mit dem Karl gesessen war. Nur einen Augenblick; sie mußte dort anhalten. Wenn er es wüßte! Leicht und ruhig war sie weggegangen aus dem Harpenhof. Jetzt liefen die Tränen ihr übers Gesicht. Er hat mich lieb gehabt, er allein in der Welt. Und sie sagen, daß er tot ist. Vielleicht ist's wahr. Ich wollt', ich läge bei ihm unter der Erde! Sie hatte das Gesicht in den Händen vergraben. Sie hörte es nicht, daß jemand gegangen kam mit eiligem, festem Schritt durch den Wald. Vor dem Weidenkampshofe stand er still: „Die Tür verschlossen, kein Licht, kein Leben? Sieht ja aus, als wenn's ausgestorben wäre!"

Len' sprang auf: „Diese Stimme!" Es fuhr ihr in die Glieder, daß sie sich halten mußte, um nicht zu Boden zu fallen. „Len', meine Len'! Du hier? Wieder hast auf mich gewartet? Jetzt bin ich da und bleib' da, und mein Leben lang geh' ich nicht wieder fort von dir!" Er hatte sie an sich gerissen und küßte sie, küßte sie immer und immer wieder. „Karl," sagte sie still, „Karl!" und lag an seinem Halse und lachte und weinte und konnte nicht sprechen. Er zog sie nieder auf die Bank. Er küßte ihr Haar,

Len' sprang auf: „Diese Stimme!"

ihre Wangen, ihre Lippen. Er nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und sah ihr ins Gesicht. „Wie schön du bist, Len', meine Len'," und küßte sie wieder. „Und die Mutter," sagte er dann, „deine Mutter?"

„Meine Mutter? Um Gotts willen, Karl, 's ist ja wahr, daß du nichts weißt von allem, was hier passiert ist!" Sie erzählte.

Er ballte die Hände, das Blut stieg ihm ins Gesicht und zwischen seinen Augen bildete sich eine drohende Falte. Er sprach aber kein Wort. Als sie ihm berichtete, wie der Dirkhinrich um sie geworben, dann ihre Mutter geheiratet, wie er sie verfolgt und gequält, und was in der letzten Nacht geschehen war, da sprang er auf: „Ich will ihm zeigen, daß ich noch am Leben bin. Komm, Len'!"

6.

Beßvader und Beßmoder hatten es wohl gehört, wie das Gig auf den Hof gefahren war.

„Da sind sie wieder. Laß uns die Tür zuschließen und ins Bett gehen, dann kann er nicht mehr herein heut Abend!" Beßmoder zündete das Sparlämpchen an: „Geh du nur schon in die Kammer, gleich komme ich nach." Aber da öffnete sich die Tür und der Dirkhinrich trat herein: „Gu'n Abend beisammen. Wollt schon ins Bett? Wartet noch ein bißchen, erst' hab' ich Euch noch 'ne Kleinigkeit mitzuteilen. Setzt Euch nur daher an den Tisch, braucht nicht bang zu sein, Beßvader, ich tu' Euch nichts, heut Abend nicht. Sieh, ich hab' Euch auch was mitgebracht aus der Stadt: ein Päckchen Tabak, daß Ihr rauchen könnt morgen. Und Ihr, Beßmoder, kriegt 'ne Schürze. Meine Frau, die Mittin, hat sie ausgesucht, und ich denk', sie soll Euch passen." „Das ist bös, wenn er freundlich tut," dachte die alte Frau. Beßvader saß mit dem Dirkhinrich am Tisch, sie stand daneben.

„'ne kleine Freud' wollt' ich Euch machen, weil es so traurig ist, was ich Euch erzählen muß: Der Karl, Beßvader, ich hab's Euch ja immer gesagt, er taugt nicht, er kommt nicht zurück. Ihr habt's nicht glauben wollen, alle beide nicht. Und nu?" — Er zog das Papier aus der Tasche und entfaltete es. „Da seht her, das kommt aus Amerika, so wie's ist. Da stehen die Unterschriften drunter von der Polizei. Da ist das Siegel. Und jetzt hört, daß Euer Sohn ein Bettler gewesen ist, ein Vagabund, daß er im Zuchthaus gesessen hat und im Armengrab begraben ist."

Er las mit harter Stimme den Inhalt des Schriftstückes den alten Leuten vor. „Und nun, Beßvader, 'ne Sünd ist's un 'ne Schand', daß so etwas passieren kann: der Anerbe vom Harpenhof ein schlechter Kerl und liegt im Armengrab. Aber nun seid froh, daß Ihr noch einen andern Sohn habt, der sich sehen lassen kann, und nun hab' ich das Testament mitgebracht, nun unterschreibt endlich, daß Ihr's mir vermacht all Eure Sach'. Ich meine, jetzt dürft's Euch nicht mehr schwer fallen!"

Beßvader machte ein weinerliches Gesicht. „Der Karl en Bettler un en Vagabund un liegt im Armengrab! Ja, da liegt er drin und kommt nicht wieder heraus!" — „Nein, Vater, und drum unterschreibt, macht schnell."

Badische Landesbibliothek
Karlsruhe

„En Päckchen Tabak hast du mir mitgebracht, Dirkhinrich, hi, hi, und die Peitsch' hast vergessen. Heut krieg' ich keine Schläg', un rauchen soll ich morgen. Und Braten sollen wir essen, die Beßmoder und ich, und en Gläschen Wein dazu?"

„Und jetzt unterschreibt auch!"

„En Päckchen Tabak, un der Karl is tot? Wo is die Feder? Zittrich bin ich heut. Die Tinte gib!" Dirkhinrich zog ein kleines Tintenfaß aus der Tasche, legte die Schreibfeder daneben: „So, Beßvader, das ist vernünftig!"

Der Alte nahm die Feder.

Beßmoder riß sie ihm aus der Hand: „Du darfst nicht unterschreiben heut, Vater, ganz kaput bist du ja und weißt nicht, was du tust. Verschlaf's. Wenn du's morgen noch willst, dann unterschreib!"

„Laßt den Vater, Beßmoder, er weiß ganz gut, was er tut. Gebt ihm die Feder wieder, oder?" —

„Ja, droh nur, Jung', jetzt ist mir alles einerlei. Beßvader, du darfst nicht unterschreiben. Es ist nicht wahr, was in dem Papier steht. Der Karl ist nicht tot."

„Tot is er, un im Armengrab liegt er," flüsterte der Alte und lachte dabei. „Er hat's gesagt, der da, un en Päckchen Tabak hat er mir gegeben. Morgen soll ich rauchen!"

„Ja, Vater, hört nicht auf das, was die Mutter sagt. Es ist ihr in den Kopf gestiegen."

„Dirkhinrich, du bist mein leiblicher Sohn, aber ehe ich's leid', daß du den Hof bekommst, eher bring' ich dich ins Zuchthaus. Beßvader, das Papier ist —"

Dirkhinrich würgte die alte Frau. Er schlug auf sie los mit der geballten Faust. Er traf sie auf den Rücken, an den Kopf, ins Gesicht. Plötzlich fühlte er, wie sie schwer ward unter seinen Händen. Sie sank zu Boden. Sie rührte sich nicht mehr.

Beßvader lallte: „Schlag sie nicht tot, die Beßmoder, nicht tot!"

„Ich hole Wein, Vater, daß sie wieder zu sich kommt." Dirkhinrich stürzte aus der Leibzucht auf den Hof hinaus. Die Tür ließ er offen hinter sich.

Karl und die Len' kamen auf den Hof von der andern Seite her in diesem Augenblick.

„Die Haustür weit offen an der Leibzucht, Karl; wir kommen zu spät. Er ist schon drin gewesen der Dirkhinrich."

Karl trat in das Stübchen. „Mutter, Vater!" Das Wort erstarb ihm auf der Lippe. Die alte Frau lag an der Erde mit blutüberströmtem Gesicht. Beßvader kauerte in einer Ecke, nickte, lachte und weinte: „Er hat sie totgeschlagen, un der Karl is tot. En schlechter Kerl ist er gewesen. Liegt im Armengrab. Kommt nicht wieder hierher. En Päckchen Tabak hat er mir geschenkt der Dirkhinrich, nu kann ich rauchen, rauchen!"

Die Len' kniete neben der alten Frau, bemüht, sie ins Leben zurückzurufen. Ein konvulsivisches Schluchzen erschütterte den hünenhaften Körper des jungen Mannes. Ohne ein Wort zu reden, mit geballten Fäusten stürzte er hinaus. Dirkhinrich kam vom Hause her, eine Flasche Wein in der Hand. Er sah den Karl, erkannte ihn sofort. Die Zähne schlugen ihm aufeinander, seine Knie schlotterten, die Flasche entsank seinen Händen und zersplitterte in tausend Scherben. Er wollte sprechen, er lallte nur: „Karl, mein Gott, Karl, wie gut, daß du wieder kommst. Ich wollte in die Leibzucht, Wein bringen, Mutter —"

„Du hast sie totgeschlagen!"

Er ergriff den Bauern am Kragen und zerrte ihn dem Ziehbrunnen entgegen, der dicht beim Eingang des Hauses stand. „In den Brunnen sollst!"

„Karl, um Gottes willen, vergreif dich nicht an deinem leiblichen Bruder. 's ist ja alles nur für dich, das ich gespart hab'. Geld hab' ich auf die Kante gelegt. Alles für dich. Soll ich dir sagen, wie viel? Der Alte war närrisch, und ich sah, er konnt' sie nicht mehr versorgen die Wirtschaft, damit der Karl alles in Ordnung find't, wenn er wiederkommt. Drum hab' ich ihn in die Leibzucht gebracht!" Er stieß die Worte hervor in fliegender Eile mit kreischender Stimme.

Die Len' kam von der Leibzucht hergelaufen: „Laß ihn laufen, Karl. Die Mutter ist nicht tot. Ver-

Er hatte das Genick gebrochen.

greif dich nicht an ihm. Du machst uns unglücklich alle miteinander!"

Der Karl blieb stehen. „Hast du das Geld in meinen Koffer gelegt, Dirkhinrich?"

„Geld? Was für ein Geld, Karl? Ich schwöre dir! —"

„Sag die Wahrheit, hast du's getan?"

„Die alte Sach' meinst? Wer denkt denn noch daran? Ja, Karl, ich hab's getan. En Spaß wollt' ich machen. Wenn du nur nicht gleich weggelaufen wärst, dann hättest du's sehen sollen!"

„En Spaß wolltest du machen?" — Dem Karl ging's durch Mark und Bein, beinah wär' er umgesunken. Dirkhinrich fühlte, daß der Griff an sei-

nem Halse sich lockerte. Er riß sich los. Mit einem Sprung war er drin im Haus. Über die Tenne ing's in die Küche, die Treppe zur Aufkammer inan. Der Karl dicht hinterher. Jetzt war der Dirkhinrich in der Kammer, warf die Tür ins Schloß nd drehte den Schlüssel um.

„Mach auf oder ich schlage die Tür ein!"

In der Küche lief alles durcheinander. Die Bäuerin and neben dem Karl. „Schlag sie nur ein die Tür, ol 'n nur heraus, den schlechten Kerl. Recht hast, arl, un ich versicher' dich, ich hab's nicht gewollt, l was er getan hat an den alten Leuten."

Der Karl hörte nicht auf sie. „Mach die Tür f, oder ich schlag' sie ein!"

In der Kammer blieb es still. Da krachte die ür zusammen unter dem Fußtritt des Hünen.

Die Kammer war leer, das Fenster nach dem arten stand offen. Dort hinaus war er entflohen. Sie fanden ihn im Garten. Beim Sprung aus m gar nicht besonders hohen Fenster war er aufschlagen mit dem Kopf auf einen Stein. Er hatte s Genick gebrochen.

7.

Auf dem Harpenhof haust jetzt der Karl mit der n'. Eine Schar blondhaariger Kinder spielt unter n Eichen um die Leibzucht herum, wo Beßvader rn vor der Tür sitzt in der Sonne. Er schnitzt n Kindern Pfeifen aus Weidenholz, höhlt ihnen üben aus, schneidet wunderliche Männerchen aus rtoffeln. Er lacht und redet in ihrer Sprache mit nen, die an ihm fast mehr wie an den Eltern hängen.

„Zuweilen ist Beßvader ganz verständig," sagt ßmoder, „aber schwach ist er im Kopf, und oft ht ihm alles drin durcheinander. Die schlimmen hre haben's ihm angetan."

Beßmoder hat's überwunden. Sie hantiert herum der Leibzucht, die nun ganz behaglich eingerichtet , und wo die alten Leut' es nun wirklich so gut ben, wie der Dirkhinrich es ihnen versprochen hatte, d schafft genau so wie früher als Bäuerin im oßen Hause. Der Karl und die Len' tun nichts ne ihren Rat. Die Dienstboten wissen das und en Beßmoder nach den Augen.

Die Witwe des Dirkhinrich, der Len' ihre Mutter, t den dritten Mann geheiratet. Sie wohnt nun eder auf dem Weidenkampshof. Zank und Streit rschen dort, denn der Mann ist ein Nichtstuer d Wirtshausläufer. So viel die Mittin auch art und zusammenscharrt, der Mann vertut's.

„Der Herr Erich geht dort ein und aus, da wird's ohl bald ein schlechtes Ende nehmen," sagen die Leut'.

Genügsamkeit.

Als der König Artaxerxes einmal auf der Flucht ar und grimmigen Hunger hatte, wurden ihm endch mit Mühe und Not ein paar Feigen und Gerstenrot gebracht. Es schmeckte wie Götterspeise.

„O ich Tor," sagte der König, „daß ich so lange ese Leckerbissen entbehrt habe."

So ist's. Die Könige kriegen vieles nie, was am besten schmeckt. Hat ein jeder Kaiser schon Backsteinkäse gegessen?

Wenn der Herr Kanzleirat am Sonntag sein Sauerkraut mit Schweineripple und Kartoffelbrei auf dem Tische dampfen sieht, sagt er manchmal: „Kinder, das Leben ist doch schön."

Oder er sagt: „Arme Könige, so was bekommt ihr nie. Ihr müßt Schwalbennestersuppe und Schnepfendreck oder Nachtigallenzungen essen. Was bin ich Kanzleirat dagegen so glücklich! Therese, Sauerkraut ist des Lebens Würze."

Nebensächliches.

Der alte Pastor Klingelmann machte gern ein Späßchen, wenn er sich unter Leuten wußte, die ihm nichts übel nahmen. Und dann hatte er eine Schwäche, die hieß Apfelkuchen. Wenn der recht mürbe gebacken war, so daß er mit seinen alten Stumpen von Zähnen sich hindurcharbeiten konnte, dann ließ er alles andere stehen und aß, bis er sich den Magen verdarb. Nun war einmal eine Kindtaufe, und beim Kaffee stellte ihm die Hausfrau einen Apfelkuchen vor, sie kannte seine schwache Seite.

„Ei, so schneidet ihn doch an, liebe Frau Wirtin," sagte er und beäugelte sein Leibgericht.

Nein, der Herr Pfarrer möchte ihn selbst anschneiden.

„So," meinte er. „Wo soll ich ihn denn anschneiden?"

„Das ist die Nebensach', das ist ganz gleich, wo Sie ihn anschneiden," sagte die Wirtin.

„Also ist es gleich, wo ich ihn anschneide?" fragte der Schalk nochmals.

„Ja, das ist gleich," hieß es.

„Nun," sagte er, „dann, — dann will ich ihn bei mir zu Hause anschneiden," winkte dem Mesner, der ihn (den Kuchen nämlich) einpackte und in das Pfarrhaus trug.